

Leseproben



Sie erreichen den MAIN Verlag unter:

MAIN Verlag

Postanschrift:
Eutiner Str. 24
18109 Rostock

www.main-verlag.de
www.facebook.com/MAIN.Verlag
order@main-verlag.de

Polygon Noir Edition



Stephanie Mangliers

ISBN: 978-3-95949-060-3

344 Seiten

eBook 6,99 EUR

Print 16,90 EUR

In Jasons Leben läuft nichts wie geplant. Nicht nur, dass er durch einen Unfall erblindet ist und seine Eltern verloren hat, auch an seiner neuen Schule machen ihm Mitschüler und Lehrer das Leben zur Hölle. Während er versucht, mit seiner Behinderung und dem Verlust zurechtzukommen, lernt er neue Freunde kennen wie Nick, der selbst wegen seiner Homosexualität attackiert wird. Und dann ist da auch noch Patrick.

Wird für Jason der Himmel wieder bunt werden?

Die Polygon Noir Edition startete 2014 im MAIN Verlag und bietet nach dem Erfolgsbuch "Eisprinz und Herzbube" von Elena Losian auch in Zukunft ein kleines, aber erlesenes Programm, das von Casandra Krammer betreut wird. Sie richtet sich an Jugendliche und junge Erwachsene und ist auf Veröffentlichungen im Gay-Genre mit Schwerpunkt auf Romanzen und Erotik spezialisiert. Unsere Bücher haben es zum Ziel, zu unterhalten und im Herzen zu berühren.

Leseprobe

Und der Himmel ist
doch Bunt

Alles auf Anfang

*E*twas gelangweilt saß ich hinter dem Fahrersitz im Wagen meiner Eltern. Neben mir lagen ein schwerer Koffer und eine vollgestopfte Reisetasche, die nicht mehr in den Kofferraum gepasst hatten. Es goss in Strömen und auf der Autobahn war noch eine ganze Menge los. Draußen war es schon dunkel und die Leute wollten wohl einfach nur schnell nach Hause. Der Regen prasselte auf unser Auto, pausenlos bewegten sich die Scheibenwischer hin und her. Wir waren nicht mehr weit von Zuhause entfernt und ich freute mich schon darauf, wieder in meinem Zimmer zu sein. Ich blickte zum Seitenfenster raus und sah den Regentropfen zu, wie sie in Sturzbächen an der Scheibe hinunterflossen.

»Das ist vielleicht ein Sauwetter, was, Jason?« Meine Mutter wandte sich in ihrem Sitz zu mir nach hinten um. Ich nickte nur und sie drehte sich wieder nach vorn.

»Das Wetter ist hier im Herbst doch meistens schlecht«, meinte mein Vater, während er einen anderen Radiosender suchte. Er war ein großer, kräftiger Mann mit braunen Haaren und grünen Augen. Ich lag ihm sehr am Herzen, das wusste ich. Geschwister hatte ich keine, was mir aber nichts ausmachte.

Zwischen den einzelnen Radiostationen war nur Rauschen zu hören und irgendwann bekam mein Vater den Sender rein, den er hören wollte. Ich spürte, dass ich müde wurde und rutschte auf der Sitzbank tiefer.

»Trotzdem war dieser Urlaub wunderschön.« Mama sah zu meinem Vater rüber.

»Ja, vor allem trocken«, erwiderte er daraufhin und grinste ihr zu. Er warf im Rückspiegel einen Blick zu mir nach hinten, den ich schmunzelnd erwiderte. Es war das letzte Mal, dass ich seine Augen jemals sah.

In dem Moment schrie meine Mutter auf: »Frank, da vorn!«

Sofort setzte ich mich aufrecht hin und mein Vater trat erschrocken voll auf die Bremse. Plötzlich wusste ich nicht mehr, was passierte. Alles schleuderte um mich herum. Meine Mutter schrie erneut, dann prallten wir irgendwo gegen und gleichzeitig schlug mir der Koffer heftig gegen den Kopf ...

Eine Berührung an meiner Schulter holt mich aus meiner Erinnerung zurück. Sofort ziehe ich meinen Ohrstöpsel aus dem rechten Ohr und blicke automatisch hoch, sehe aber nichts. Es wäre ja auch zu schön gewesen.

»Mach dich bereit, wir sind gleich da«, teilt Frau Hinze mir knapp und teilnahmslos mit.

»Okay«, antworte ich ihr nickend.

Frau Hinze ist die zuständige Sachbearbeiterin vom Jugendamt. Sie hat ihren Elan und ihr Engagement schon vor langer Zeit verloren, zumindest kommt es mir jedes Mal so vor, wenn ich sie treffe. Das wird nach dem heutigen Tag hoffentlich nicht mehr allzu oft passieren. Wir sind auf dem Weg zu meiner neuen Familie.

Meine Eltern haben den Autounfall nicht überlebt. Ich habe es knapp geschafft, lag viele Wochen lang im Koma, und als ich endlich wieder aufwachte, war ich blind. Ein Schädel-Hirn-Trauma hat meinem Sehzentrum im Gehirn das Licht ausgeknipst. Ob ich jemals wieder etwas sehen kann, weiß ich nicht. Das weiß niemand so genau, selbst die Spezialisten nicht.

Nach dem Koma kam die Reha und danach war ich eine Weile bei meinem besten Freund Max, der schon immer im Stockwerk über mir wohnte. Bei ihm und seinen Eltern wäre ich gern geblieben, aber das Jugendamt brachte mich dann ziemlich unerwartet in einem Heim unter und letzten Monat konnten sie plötzlich meine Paten ausfindig machen. Ich hatte bis dahin gar keine Ahnung, dass ich überhaupt Paten habe, und deshalb sitze ich jetzt hier mit Frau Hinze im Zug nach Irgendwo im Nirgendwo und muss mich überraschen lassen. Meine Paten wohnen in einer wirklich, wirklich, wirklich winzigen Stadt, ein gutes Stück entfernt. Ein junges Ehepaar, Mitte bis Ende dreißig, keine Kinder. Mehr weiß ich von ihnen nicht oder will ich mir einfach nicht merken.

Frau Hinze tippt mir erneut auf die Schulter und ich weiß, dass der Zug in den Bahnhof eingefahren ist. Sie drückt mir meinen Blindenstock in die Hand und zieht mich dann etwas genervt aus der Sitzreihe in den Gang. Nachdem sie meinen Rucksack genommen hat, stupst sie mich von hinten an und ich mache den ersten Schritt nach vorn. Langsam bewege ich mich durch den Gang und fühle, wie der Zug holprig stoppt und schließlich zum Stehen kommt.

Draußen auf dem Bahnsteig angekommen, hält Frau Hinze mich am

Arm fest, damit ich stehen bleibe und nach einem Augenblick zieht sie mich dann einfach hinter sich her.

»Sei freundlich«, mahnt sie noch und dann höre ich schon, wie sie meine Paten begrüßt. Beide sind da, der Mann und die Frau. Ich versuche, ein freundliches, lächelndes Gesicht zu machen, aber es fühlt sich eher wie eine schiefe Grimasse an und dann spüre ich, wie jemand meine Hand ergreift.

»Und du bist Jason, nicht?«, fragt mich die Frau ziemlich einfühlsam.

»Ja«, antworte ich bang.

»Schön, dich endlich wiederzusehen. Wow, bist du groß geworden. Sechzehn bist du jetzt, nicht? Wahnsinn!«, meint sie. »Ich bin Magdalena, aber alle nennen mich Maggie.«

Ich gebe ihr keine Antwort, sondern presse nur meine Lippen aufeinander. Was soll ich auch Großartiges sagen?

»Okay«, sagt sie und legt meine Hand dann in eine andere hinein. »Das ist Andreas, mein Mann.«

»Hallo, Jason«, begrüßt Andreas mich mit einer angenehmen Stimme.

Frau Hinzes Job ist hiermit erledigt und sie scheint kein Interesse daran zu haben, noch länger zu bleiben, denn sie beginnt damit, sich von meinen neuen *Eltern* und mir zu verabschieden. Ihr Zug zurück steht auch schon auf dem anderen Gleis zur Abfahrt bereit. In ein paar Wochen will sie sich melden und dann erst wird entschieden, ob ich wirklich bei diesen Leuten bleiben soll und will.

»Also dann.« Maggie legt mir kurz ihre Hand auf den Oberarm. »Wollen wir?«

Ich nicke und die beiden nehmen mich in ihre Mitte. Langsam verlassen wir den Bahnhof und bleiben auch schon wieder stehen.

»Jason, tut mir leid, dass ich nicht bleiben kann, aber ich muss zurück in die Bank«, erklärt Andreas mir und hört sich dabei ziemlich entschuldigend an.

Wieder nicke ich nur wortlos.

»Bis heute Abend dann.«

»Ja, bis dann«, antwortet Maggie ihrem Mann und ich höre, wie sie sich küssen. »Viel Spaß«, wünscht sie ihm noch und dann wird eine Autotür geöffnet.

Mir läuft es sofort eiskalt den Rücken runter. Ich kann nicht mehr in ein Auto steigen! Wenn ich in einem Auto bin, ergreift mich blanke Panik

und deshalb müssen Maggie und ich gleich auch zu Fuß gehen. Automatisch trete ich ein paar Schritte zurück, als ich das Starten des Motors höre, und gleich darauf fühle ich wieder Maggies Hand auf meinem Arm.

»Wir müssen hier lang«, sagt sie und dirigiert mich in die andere Richtung.

Ich höre, wie Andreas mit seinem Auto losfährt, und bin heilfroh, als er weg ist.

»Wir haben es nicht sehr weit«, erklärt Maggie und fängt dann an, mir den Weg und die Stadt zu beschreiben.

Ich höre ihr zu, aber mit jedem Wort, das sie sagt, wünsche ich mich nach Hause zurück. Eigentlich will ich von all dem, was sie mir gerade erzählt, überhaupt nichts wissen. Bei Max ging es mir gut, was soll ich also hier?

Maggie gibt sich große Mühe, mich in das Gespräch mit einzubeziehen, aber es bleibt doch eher bei einem Monolog. Ich darf ihr gegenüber nicht ungerecht sein, das weiß ich, und trotzdem.

»So, wir sind da.« Maggie bleibt stehen und gleich darauf nehme ich eine quietschende Gartenpforte wahr. Mein Blindenstock stößt gegen eine kleine Erhöhung im Boden. Treppen.

»Es ist nur eine kleine Stufe«, erklärt Maggie sofort. »Vor der Haustür haben wir aber noch zwei«, fügt sie hinzu und geht voraus.

Seitdem ich blind bin, besteht mein Leben fast nur noch aus Zahlen. Zwei Schritte vom Stuhl zum Schrank, fünf Schritte von der Tür zu meinem Bett, einen Schritt von der Badezimmertür zur Toilette und jetzt eben insgesamt 3 Stufen. Mein Blindenstock kratzt auf den unebenen Bodenplatten, die den Weg zum Haus kennzeichnen. Ich hätte das Haus gern gesehen. In der Reha hat mir der Therapeut erklärt, dass man sich mit der Zeit daran gewöhnt, nichts mehr zu sehen. Bisher habe ich das nicht getan, es ist grauenvoll.

Ich höre, wie Maggie eine Tür aufschließt und dann spricht sie mich an. »Also ... willkommen, fühl dich wie zu Hause.«

»Danke«, murmle ich leise und betrete das Haus. Vorsichtig gehe ich noch ein paar Schritte vorwärts und stoße mit der Stirn prompt gegen etwas Hartes. Meine Sonnenbrille verrutscht. Tagsüber trage ich immer eine, obwohl ich das eigentlich nicht muss, denn meine Augen sehen aus, als wären sie völlig in Ordnung. Das sagen jedenfalls die Ärzte, Therapeuten und Betreuer, eben alle. Mit der Brille fühle ich mich aber einfach sicherer.

»Oh Mist, das tut mir leid, ich hätte ...« Maggie legt ihre Hand auf meinen Oberarm. »Hier ist ein Vorsprung in der Wand.« Ihre Stimme klingt jetzt leise.

Ich gebe ihr keine Antwort, sondern reibe mir nur meine Stirn.

»Tut mir leid ... ich ... Hey, gib mir ruhig deine Jacke.« Sie geht an mir vorbei und ich bleibe einfach dort stehen, wo ich bin. »Und zieh dir bitte deine Schuhe aus.«

In Maggies Stimme klingt immer noch ein Stückchen Entschuldigung mit. Ich tue, was sie mir sagt, und sie nimmt mir meine Jacke ab. Mir ist nur noch zum Heulen zumute, ich fühle mich unendlich verloren.

»Ich zeig dir erst mal dein Zimmer, okay?«, fragt sie mich und ich nicke einfach nur stumm. Maggie hilft mir durch den Flur und schiebt mich dann vor sich.

Mein Zimmer ist im ersten Stock. Oben an der Treppe muss ich mich nach rechts zum Gang drehen und nach fünf Schritten stehe ich vor meiner Zimmertür in der linken Wand. Gemeinsam betreten wir mein neues Zimmer und ich gehe ein paar Schritte umher, den Blindenstock immer vor mir, und bin auf der Hut, dass ich nicht schon wieder irgendwo gegen stoße.

»Das Zimmer hat einen hellblauen Teppich und die Wände sind weiß.« Maggie versucht einen kleinen Seufzer in ihren Worten zu verstecken, aber ich höre ihn doch heraus. Ich stoße mit meinem Stock gegen einen großen Gegenstand, und als ich nach ihm taste, entpuppt er sich als Bett.

»Vorn neben dem Bett ist ein Nachttisch und ein paar Schritte weiter steht ein kleines Regal.« Maggie geht durch das Zimmer und öffnet ein Fenster.

Beim Erkunden des Raums stößt mein Stock ständig gegen etwas. Maggie erklärt mir dann immer schnell, was es ist, und langsam entsteht ein Bild von dem Zimmer in meinem Kopf. Zwischen dem Bett und der Tür steht ein Schrank für meine Kleidung, vor dem ich meine Umzugskartons entdecke. Es sind nur fünf.

Gegenüber vom Bett befindet sich ein Schreibtisch mit einem Stuhl und neben dem Tisch ist eine Tür, die auf einen Balkon hinausführt. Auf der anderen Seite stehen zwei Sitzsäcke um einen kleinen Beistelltisch in Form eines Würfels herum.

»Also, wenn du möchtest, helfe ich dir, deine Sachen einzuräumen.« Maggie stellt sich neben mich.

»Danke, das wäre nett.«

»Na klar, dafür bin ich doch da.« Endlich klingt sie etwas entspannter.

Ich lege meinen Blindenstock auf das Bett und mache mich dann daran, einen der Umzugskartons zu öffnen. Darin befinden sich meine Klamotten.

»Lass uns das als Letztes machen, wenn die Kartons vorm Schrank weg sind.« Maggie öffnet einen anderen Karton und ich nicke. Nach und nach füllt sich mein Zimmer mit meinen Sachen.

»Was hast du so für Interessen?«, fragt Maggie mich, während sie meine Schulsachen auf den Schreibtisch legt.

»Ich mag Musik«, erkläre ich, während ich meinen CD-Player in das Regal stelle.

»Das ist gut. Was magst du noch?«

»Ich spiele Gitarre«, erzähle ich ihr.

»Schön«, antwortet Maggie und öffnet einen neuen Karton. »Oh, du hast ja einen Basketball.«

»Ja.«

»Ach, das passt ja. Wir haben draußen an der Wand neben der Terrasse einen Korb an der Wand.« Maggie faltet den vorletzten leeren Karton zusammen und legt ihn auf die anderen.

»Ich spiele nicht mehr«, sage ich leise und setze mich auf das Bett, ertaste einen Bilderrahmen und nehme das Bild in die Hand. Ich weiß, dass meine Eltern und ich darauf zu sehen sind. Das Foto stand immer auf der Kommode in unserem Flur in meinem alten Zuhause. Langsam streiche ich über das Glas.

»Der Schrank hat drei Etagen, ganz unten stehen zwei große Bastkörbe. In den rechten leg' ich deine Boxershorts, in den anderen kommen dann deine Socken rein, okay?«

Maggie spricht mit mir, während sie die Schranktüren öffnet, aber ich höre ihr nicht richtig zu. Meine Finger gleiten immer noch über das Glas und ich spüre, dass ich meine aufkommenden Tränen unterdrücken muss, weil ich nicht losheulen will.

»Jason?« Ich antworte nicht und spüre gleich darauf, dass Maggie sich neben mich setzt.

»Ach, deine Eltern«, sagt sie leise seufzend und ich nicke, wobei ich meine Nase hochziehe. »Ich hab sie ja schon ewig nicht mehr gesehen, aber ... so hab ich sie in Erinnerung. Deine Mutter war schon immer sehr

hübsch. Jetzt im Nachhinein ist es traurig, dass der Kontakt zwischen deinen Eltern und uns im Sande verlaufen ist, obwohl wir früher enge Freunde waren.«

Dazu sage ich nichts, denn ich bin vollauf damit beschäftigt, meine Traurigkeit zu verbergen. Maggie legt mir die Hand auf die Schulter.

»Ich kann mir vorstellen, wie schlimm es für dich sein muss. Du wünschst dir, dass sie noch am Leben wären und du bei ihnen sein könntest, statt hier bei uns zu sein.«

Ich versuche mich zu fangen und stelle das Bild auf meinen Nachtschrank.

»Ja, aber ich bin trotzdem dankbar, dass ich hier sein darf.«

Maggie drückt sanft meine Schulter. »Das weiß ich. Du bist ein guter Junge, denke ich. Ich kenn' dich ja noch überhaupt nicht. Lass uns doch versuchen, miteinander auszukommen. Wenn's klappt, ist es schön und wenn nicht, dann ist keiner dem anderen böse. Was denkst du?«

»Okay.« Das klingt gut. Ich nicke und schaffe ein kleines Lächeln. Ja doch, ich mag Maggie schon ein bisschen.

»Hand drauf.« Sie berührt meine Hand mit ihrer und ich greife automatisch zu.

Wir stehen gemeinsam vom Bett auf und räumen meinen Schrank ein, dabei versuche ich, mir die Anordnung der Klamotten zu merken.

»Magst du eigentlich Hunde?«, fragt mich Maggie, als wir fertig sind.

»Ja, sehr. Ich wollte immer einen haben, aber die Tierhaltung war in unserer Wohnung verboten«, erkläre ich, als ich Maggie wieder durch den Flur zur Treppe folge.

»Okay. Und hast du in der Reha gelernt, die Blindenschrift zu lesen?«, fragt sie weiter.

»Ja«, nicke ich und halte mich am Treppengeländer fest. Die Treppe hat acht Stufen. »Ich krieg' schon einiges hin.«

»Das hat bestimmt ganz schön gedauert, oder?«

»Ja, ziemlich. Ich habe für alle Buchstaben schon ein halbes Jahr gebraucht.«

»Na immerhin. Der Rest kommt schon noch mit der Zeit.«

Nach dem Abendbrot unterhalten wir uns eine ganze Weile. Andreas scheint genauso nett zu sein wie Maggie, er stellt mir Fragen zur Reha, meinen Interessen und der Schule. Ich habe auch noch einmal mit mei-

nem besten Freund Max telefoniert und ihm alles erzählt, was heute so passiert ist und wie es mir geht. Er will mich hier unbedingt mal besuchen kommen.

Es ist erst neun Uhr, aber ich bin total müde und will im Moment nur noch schlafen. Bevor ich ins Bett gehe, erzählt Maggie mir, dass der Traum, den man in der ersten Nacht in einem neuen Zuhause hat, wahr wird. Ich weiß nicht, ob ich daran glauben soll. Eigentlich bin ich nicht abergläubisch. Was, wenn man total verrückte Sachen träumt oder schreckliche Alpträume hat? In dem Fall trifft es dann besser nicht zu, aber beeinflussen kann ich es ohnehin nicht. Mal sehen, was die Zukunft noch so für mich bereithält.

~*~

Im ersten Moment, als ich aufwache, glaube ich, wieder in meinem alten Zimmer zu sein. Doch sofort wird mir klar, dass ich in ein ewiges Nichts blicke, und mir fällt ein, wo ich mich wirklich befinde. Das alles ist kein Alptraum. Seufzend stehe ich auf und suche nach meinen Klamotten, die ich schon gestern getragen habe. Nachdem ich mich angezogen habe, öffne ich meine Zimmertür und taste mich an der Wand entlang zum Bad. Maggie hatte mir gestern noch Handtücher neben die Duschkabine gelegt, aber ich dusche lieber morgens.

Das warme Wasser tut mir gut und ich kann mich darunter entspannen. Ich hoffe nur, dass es noch nicht zu früh am Morgen ist und ich Maggie und Andreas nicht wecke. Zurück in meinem Zimmer ziehe ich mir frische Sachen an, bevor ich nach unten gehe, um zu sehen, ob schon jemand außer mir wach ist.

Auf halber Strecke bemerke ich, dass ich meinen Stock im Zimmer liegen lassen habe. Egal, ich versuche es mal ohne.

Kaum bin ich unten, dringt mir der Duft von frischem Kakao in die Nase, der aus der Küche kommt. Vorsichtig gehe ich ein paar Schritte vorwärts und knalle mit dem Knie gegen ein Möbelstück. Es scheint die kleine Kommode zu sein, die im Flur steht.

»Ah, Jason, du bist auch wach. Guten Morgen.« Andreas' Stimme ist nicht weit von mir weg.

»Morgen«, erwidere ich und reibe mir mein Knie.

»Komm zu uns ins Esszimmer, von dir aus ein paar Schritte links.« Maggies Stimme klingt fröhlich und ich versuche das Esszimmer zu fin-

den, wobei ich mehrmals an die Wände stoße und meine Laune dadurch ziemlich tief in den Keller sinkt. Wäre ich doch mal besser zurückgegangen und hätte den Stock geholt.

»Der Tisch ist gleich vor dir.« Andreas geht an mir vorbei und ich eraste einen Stuhl, auf den ich mich auch gleich setze.

»Hast du gut geschlafen?«, fragt mich Maggie und ich nicke. »Möchtest du Kakao?«, will sie wissen, und als ich erneut nicke, reicht sie mir einen Becher. Ein Radio spielt Musik und die Atmosphäre kommt mir angenehm vor.

»Wenn du etwas essen möchtest, hier sind Brötchen. Es ist fast alles da, von Marmelade bis hin zu Leberwurst«, erklärt Andreas und blättert die Seite einer Zeitung um. Wieder nicke ich nur und trinke einen Schluck Kakao. Er ist gut gelungen. Nicht zu süß und nicht zu bitter, so wie ich ihn mag.

Nach einer Weile suche ich mir auf dem Tisch das Essen zusammen und frühstücke. Die beiden haben schon ohne mich gegessen, da es bereits nach zehn Uhr ist.

»Nachher, wenn du gefrühstückt hast und wir fertig sind, wollen wir mit dir kurz in die Stadt gehen. Deine Schulbücher sind angekommen, der Buchladen hat vorhin angerufen und wir müssen noch etwas anderes für dich abholen und ein paar Dinge einkaufen gehen«, erklärt mir Maggie.

»Wenn du irgendetwas brauchst oder haben möchtest, sag es uns ruhig«, setzt Andreas hinzu und ich nicke noch mal. »Danke.«

In der Stadt hab' ich natürlich meinen Blindenstock dabei, aber die Armbinde trage ich nicht. Es ist schon schlimm genug, dass ich diesen blöden Stock überhaupt brauche, da muss ich nicht noch so ein bescheuertes Ding tragen.

Maggie und ich sind zu Fuß in die Stadt gegangen, während Andreas mit dem Auto gefahren ist. Im Zentrum, so erklärt es mir Maggie, ist der große Marktplatz und vor ihm steht eine alte, weiße Kirche. Um den Marktplatz herum säumen sich die Geschäfte. Ich höre tausend verschiedene Geräusche und finde es schade, dass ich das alles nicht mehr sehen kann. Zuerst gehen wir in den Buchladen, wo wir die Schulbücher in der Blindenschrift abholen, die extra für mich angefertigt wurden. Außerdem hat Andreas einen sprechenden Taschenrechner besorgt. Wenn man auf die Tasten drückt, nennt der Rechner die Zahlen und Rechenzeichen. Ich

hab' gar nicht gewusst, dass es so etwas überhaupt gibt. Meine neuen Eltern tragen einen ganzen Haufen an Kosten für mich, das muss ich ihnen schon hoch anrechnen.

Andreas verabschiedet sich von Maggie und mir, als wir wieder draußen auf der Straße stehen, denn er will jetzt die Einkäufe erledigen und sie dann mit dem Auto nach Hause bringen.

»Heute ist wirklich prächtiges Wetter. Am Himmel sind kaum Wolken und die Sonne scheint«, schwärmt Maggie neben mir, während wir die Straße entlang gehen. Irgendwie weiß ich, dass Maggie mir das nur sagt, damit ich mir ein Bild davon machen kann. Allerdings ist es nicht dasselbe, wie es selbst zu sehen, aber das sage ich ihr nicht. Ich möchte nicht unhöflich sein.

»So, wir sind da«, meint sie dann und öffnet eine Tür. Mir steigt sofort der Geruch von Tieren in die Nase, was mich ziemlich irritiert.

»Wo sind wir hier?«, frage ich Maggie leise, aber schon etwas neugierig.

»Im Tierheim.« Ihre Stimme klingt fröhlich und ich lasse mich einfach weiter von ihr führen.

Plötzlich ertönt dann eine männliche Stimme: »Was kann ich für Sie tun?«

Ich hab mich vor ihm ein bisschen erschrocken, aber im nächsten Moment überlege ich mir lieber, was Maggie hier wohl mit mir will.

»Wir wollen den Hund kennenlernen. Wir haben mit der Trainerin einen Termin.« Maggies Fingerspitzen tippen auf Holz.

»Den Blindenhund?«, fragt die Männerstimme und Maggie gibt ihm keine Antwort. Wahrscheinlich hat sie genickt. Einen Blindenhund?

Kurz darauf werden wir von einer Frau begrüßt. Sie stellt sich als die Trainerin vor, von der Maggie eben noch gesprochen hat. Diese Frau heißt Freya und hat den Hund auch gleich dabei. Es ist ein schwarzer Riesenschnauzer mit dem Namen Eiko. Der Hund schleckt mir zur Begrüßung über die Hände und ich bekomme vor plötzlicher Aufregung kein Wort raus. Ich kriege jetzt nicht wirklich einen Hund, oder? Das wäre ja der Wahnsinn.

Maggie und ich sollen Eiko heute in einer kleinen Trainingsstunde kennenlernen und danach darf ich ihn tatsächlich für eine Probeweche mit nach Hause nehmen. Ich bin total aus dem Häuschen, als ich das höre.

Dieser Hund kann unheimlich viel, auch wenn ich es nicht sehen kann, aber Freya beschreibt mir jedes Mal, was der Hund gerade macht. Sie

bringt mir ein paar einzelne Befehle bei und Eiko hört sofort auf das, was ich sage. Vielleicht spürt er, dass ich der Blinde bin, um den er sich in Zukunft kümmern muss. Ich finde den Gedanken, einen Hund anstatt des Stockes zu haben, echt klasse und schenke Eiko sofort mein ganzes Vertrauen. Er bricht es in dieser Stunde auch kein einziges Mal.

Andreas wartet schon zu Hause auf uns und freut sich offenbar, dass die Überraschung geglückt ist.

Eiko weicht mir auch im Haus nicht mehr von der Seite, selbst dann nicht, als ich ihm sein Geschirr abnehme. Maggie stellt Eikos neues Körbchen an das Ende meines Bettes, der Futternapf kommt in die Küche und ich lasse den Hund nach draußen in den Garten. Er soll ruhig alles erkunden, damit er sich überall genau auskennt. Ich will unbedingt, dass er bei mir bleibt, denn ich hab ihn jetzt schon unheimlich fest ins Herz geschlossen.

Nach dem Abendbrot kommen Maggie und Andreas in mein Zimmer. Ich sitze auf meinem Bett und lese zur Übung in den Schulbüchern, die ich heute bekommen habe. Eiko liegt schlafend in seinem Körbchen. Maggie setzt sich zu mir auf das Bett und Andreas auf meinen Schreibtischstuhl, das kann ich hören. Ich klappe das Buch zu.

»Kommst du mit dem Hund bis jetzt gut klar?«, fragt Andreas mich und ich nicke.

»Ja, sehr gut. Ich freue mich riesig über ihn.« Mittlerweile ist mir klar, dass die beiden das von Anfang an geplant hatten, dass ich die Schulbücher und den Hund bekommen soll, sobald ich hier bin. »Ich danke euch«, sage ich leise.

»Das haben wir gern getan, Jason.« Maggie klopft mir sanft auf den Unterarm.

»Womit hab' ich das verdient?«

»Ach weißt du, wir möchten, dass du glücklich bist. Du hast so viel durchmachen müssen und wir dachten, dass ein Hund ein tausendmal besserer Begleiter in der neuen Zukunft ist als ein Blindenstock«, erklärt Maggie.

»Außerdem ist er ein guter Eisbrecher und wir können es damit vielleicht ein bisschen gutmachen, dass wir in der Vergangenheit nicht da waren«, schiebt Andreas noch als Erklärung hinterher.

»Danke, ehrlich.«

»Dann schlaf mal gut«, sagt Andreas und steht vom Stuhl auf.
»Ihr auch«, wünsche ich. In dieser Nacht schlafe ich wirklich gut.

~*~

Zu Beginn des dritten Tages in meinem neuen Leben stehe ich im Badezimmer vor dem Waschbecken und putze mir die Zähne. Mein Spiegelbild kann ich natürlich auch nicht mehr sehen. Meine ganze heile Welt ist komplett weg und ich habe keine Ahnung, wie ich sie mir wieder aufbauen soll.

Während des Frühstücks bietet Andreas mir an, gleich eine Gassirunde mit Eiko und mir zu gehen, und das Angebot nehme ich dankend an. Eikos wedelnder Schwanz schlägt die ganze Zeit gegen mein Bein, als Andreas und ich uns unsere Jacken für den Spaziergang anziehen und ich tätschle dem Hund amüsiert den Kopf, weil er sich so darüber freut, wieder nach draußen zu kommen.

»Willst du die Leine nehmen?«, fragt mich Andreas, kurz bevor er die Haustür öffnet.

»Mach du bitte erst mal.«

»Kein Problem«, antwortet er und öffnet die Tür.

Sofort fühle ich den frischen Luftzug auf meinem Gesicht und folge dann Andreas und Eiko nach draußen.

»Wo gehen wir lang?«, frage ich, als wir vorm Haus auf dem Fußweg stehen.

»Rechts runter«, erklärt er. »Diese Straße ist eine Sackgasse. Wenn du nach links abbiegst, geht es ziemlich schnell nicht mehr weiter.«

»Okay«, antworte ich nickend. »Gut zu wissen.«

Wir laufen ein kleines Stückchen schweigend nebeneinander her. Ich höre den Wind durch die Bäume rauschen und das leise Quietschen von einem von Andreas' Schuhen.

Andreas führt Eiko, der momentan sein Geschirr nicht trägt und an der normalen Leine einfach mal nur Hund sein kann.

»Ich hätte ganz gern einen Lagebericht«, fordert Andreas mich freundlich auf. »Wie geht's dir bei uns?«

Es überrascht mich, dass er gerade jetzt damit kommt. »Äh ... ganz gut. Ihr seid nett.« Ich ziehe meine Nase hoch und weiß nicht, was genau er hören möchte.

»Das freut mich«, antwortet Andreas und scheint es ehrlich zu meinen.

»Gibt es irgendwas, was du auf dem Herzen hast oder womit du unzufrieden bist?«

»Nein«, erwidere ich und schüttle den Kopf. Es gibt wirklich nichts. Es geht mir gut und alles ist okay. So was muss man sich nur oft genug sagen, dann glaubt man es selbst.

»Schön.« Er klingt zufrieden. »Die letzten Wochen und Monate müssen ja auch sehr schwer für dich gewesen sein.«

»Na ja.« Ich presse kurz meine Lippen zusammen. »Toll war es nicht gerade.«

»Das glaube ich dir.«

»Die ganzen Monate in den Kliniken waren wie ein Blindengefängnis. Fast alle der Patienten waren ja auch blind und wir sind uns ständig auf die Füße getreten«, erzähle ich ihm auf einmal, obwohl ich das eigentlich gar nicht wollte. Es ist ziemlich persönlich.

»Verstehe.«

»Von wegen, man weiß, dass man nicht allein ist«, murmle ich, mehr zu mir selbst als zu Andreas, doch er greift es sofort auf: »Wir wuppen das schon, denke ich. Mir und natürlich auch Maggie ist es sehr wichtig, dass du dich bei uns wohlfühlst und es dir gut geht.«

»Danke.«

»Aber perfekt sind wir natürlich nicht, deshalb kannst du jederzeit offen zu uns sein«, fügt er hinzu. »Jedenfalls hätte ich das gern so.«

»Okay, mach ich«, stimme ich zu. »Das könnt ihr dann aber auch.«

Andreas' Antwort ist ein sanfter Klaps auf meine Schulter und damit fühle ich mich gleich besser.

Als wir wieder nach Hause kommen, ziehe ich mich mit Eiko auf mein Zimmer zurück, höre Musik und hänge meinen Gedanken nach. Allerdings wird mir nach einer Weile langweilig, sodass ich beschließe, wieder nach unten zu gehen und nachzuschauen, was meine neuen Eltern gerade tun.

Ich höre ihre Stimmen ganz deutlich im Wohnzimmer und Eiko führt mich so zuverlässig zu ihnen, dass ich nirgendwo dagegen stoße.

»Hey, Jason.« Maggie hört sich auffordernd an. »Komm zu uns, setz dich.«

Mit Eikos Hilfe finde ich zur Couch.

»Ich hab eben ein uraltes Fotoalbum rausgekratzt, weil ich mir sicher war, dass wir irgendwo noch die Bilder deiner Taufe haben, und siehe da«, sagt sie und legt mir ein ziemlich dickes Buch in die Hände. »Hier ist es.«

»Okay.«

»Ich weiß.« Sie nimmt mir das Buch wieder aus den Händen. »Du kannst mit den Bildern ... also ...«

»Ich kenn' die Fotos aber«, komme ich ihr entgegen. »Es müssten ja dieselben sein.«

»Aber du erinnerst dich nicht mehr an unser Aussehen, oder?«, hakt sie nach.

»Nein, tut mir leid.«

»Braucht es nicht«, entgegnet Andreas. »Keine Sorge.«

»Magst du erzählen, wie es dir mit deiner Blindheit geht?«, fragt Maggie dann vorsichtiger nach. »Ich muss ja zugeben, dass ich noch nicht so ganz weiß, wie ich dir am besten helfen kann.«

Einen Moment lang zögere ich mit der Antwort. Wie soll es mir schon gehen? »Die Blindheit ist ätzend«, antworte ich ihr dann.

»Das glaube ich dir«, sagt sie.

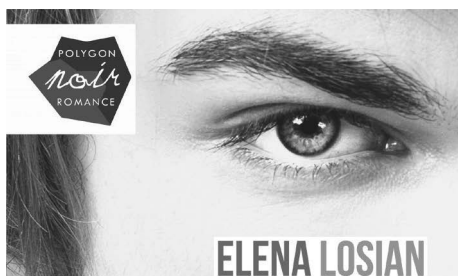
»Dieser Blindenstock ist ätzend. Mir ständig merken zu müssen, wo was steht, ist ätzend. Dass die Leute mich andauernd am Arm ziehen, um mich irgendwo vorbeizuführen, ist ätzend«, fange ich dann an zu erzählen und spüre dabei sofort wieder diesen riesigen Frust in der Magengegend. »Ich kann kaum noch irgendwas tun.«

»Wie meinst du das?«

»Na, ich kann nicht mehr Basketball spielen, ich kann nicht mehr Radfahren, ich kann im Sportunterricht nicht mehr mitmachen«, erkläre ich frustriert.

»Verstehe«, antwortet Maggie ruhig.

»Weißt du, ich traue mich nicht mal mehr, mir wie früher Gel in die Haare zu machen, weil sie nicht aussehen sollen wie ein explodiertes Vogelnest, und immer wieder muss ich jemanden fragen, ob meine Klamotten in dieser Kombination farblich zusammenpassen. Andauernd brauche ich Hilfe beim Rasieren und man erklärt mir ständig, wo das Essen auf meinem Teller liegt«, jammere ich weiter. Es tut mir gut, es endlich mal auszusprechen.



EISPRINZ UND HERZBUBE



Elena Losian

ISBN: 978-3-945118-95-5

448 Seiten

eBook 6,99 EUR

Print 16,90 EUR

Es gibt drei Dinge, von denen Emilio überzeugt ist. Erstens: Der Lebensgefährte seines Vaters ist ein Sadist und Meister darin, ihn zum Explodieren zu bringen. Zweitens: Die Schule und ganz besonders seine Mitschüler sind einfach mal total für den Arsch. Und drittens: Der schwule Schulsprecher Nicholas ist der arroganteste Kerl unter der Sonne. Emilios ohnehin nicht allzu langer Geduldsfaden wird ein bisschen zu heftig strapaziert, als er durch ein Missverständnis mit Nicholas aneinandergerät – und ein ungewollter Kuss alles verändert ...

Leseprobe

Eisprinz und Herzkuße

Emilia

»Und? Durftest du schon ran?« Etienne – den alle außer mir Eddy nennen – stupst mich mit dem Ellenbogen in die Seite und funkelt mich neugierig an. Ein Glück ist unser Religionslehrer ein Waschlappen, der mehr Angst vor der brodelnden Konstellation seiner zu unterrichtenden Klasse hat, als dass er jemals einen von uns zurechtweisen würde. Na ja, ich kann es ein bisschen nachvollziehen, hier sitzen immerhin die Katholiken aus drei verschiedenen zehnten Klassen, da kommt schon einiges zusammen.

Etienne und ich, beispielsweise. Da haben uns die Lehrer doch tatsächlich in der siebten Klasse getrennt, weil wir ein so chaotisches Duo sind, und nun hocken wir doch wieder zusammen. Herr Deppenbrock – ja, auch das ist ein Grund, wieso er bei uns nichts zu lachen hat – wirft kurz einen nervösen Blick auf unsere Ecke, fährt dann jedoch unsicher fort, in dem Versuch uns die Bibel näherzubringen.

»Das mit uns läuft erst seit zwei Wochen, meinst du wirklich, da lässt sie mich schon ran?«, seufze ich. Tja, was soll ich sagen. Ich bin seit Kurzem mit einem der hübschesten Mädchen der zehnten Klassen zusammen, Sophie heißt sie, und das einzige Highlight bisher war ein flüchtiger Kuss auf den Mund. Nicht gerade das, was ich mir erhofft hatte.

»Ach Milo«, höre ich meinen besten Freund leise lachen. »Du hast dir eindeutig die Falsche rausgesucht. Die ist zwar hübsch, ihre Prüderie jedoch nicht zu überbieten! Und dann bist du auch noch jünger als sie ... Vielleicht solltest du dir eine Andere suchen.«

Für mein Alter kann ich doch nichts, oder? Sie ist gerade sechzehn geworden, ich bin fünfzehn. Tut mir leid, dass ich nicht früher zur Welt gekommen bin.

»Mal schauen«, murmele ich unverbindlich und beiße zögerlich auf meinem Lippenpiercing herum. »Vielleicht wird das ja noch. Immerhin ist sie nicht an einem Herzinfarkt gestorben, als der Freund meines Vaters sich mal wieder aufgedrängt hat ...« Gegen Ende des Satzes werde ich ganz lei-

se – wahrscheinlich wissen ohnehin so gut wie alle auf diesem Gymnasium, dass mein Vater einen Lebensgefährten hat. Ich bekomme es ja oft genug zu spüren. Dass ich darüber rede, muss trotzdem nicht jeder mitbekommen.

»Oh, ich weiß wirklich nicht, wieso du dich immer über ihn beschwerst.« Etienne verzieht die Lippen, als er mir – mit dem Stuhl kippend – einen kurzen Blick zuwirft. »Phil ist ziemlich cool.«

Das würde er nicht sagen, wenn er ihn seit seiner Geburt ertragen müsste ... Egal, ich will nicht drüber diskutieren. Es reicht, wenn ich jeden Tag erneut daran erinnert werde, dass die Gesellschaft nicht nur schwulenfeindlich, sondern auch Kinder-von-Schwulen-feindlich ist. Manchmal bemitleide ich mich ganz schön deswegen ... Mit schwulen Eltern aufzuwachsen, ist wirklich kein Zuckerschlecken.

Ich zucke mit den Schultern, werfe mit einer ruckartigen Kopfbewegung eine Locke meines blonden Haares aus dem Gesicht und stütze dann den Kopf auf die linke Faust.

Mann, was für ein blöder Tag. Was für eine blöde Situation. Langweiliger Religionsunterricht, ein bester Freund, der die Zweifel schürt und eine Freundin, die einen nicht ranlassen will. Normalerweise wäre es nicht schlimm, mit fünfzehn noch Jungfrau zu sein, aber in meinem Fall ist das eindeutig etwas, worüber sich alle lustig machen. Und ich habe es wirklich satt, mir anhören zu müssen, ich wäre ebenfalls so.

Mal davon abgesehen war mein Vater – laut dessen bestem Freund Falco – ein absoluter Aufreißer, als er in meinem Alter war.

»Heute ist Training, oder?«, fragt Etienne neben mir und wirkt nicht gerade glücklich. Ich schüttele grinsend den Kopf. »Wieso trittst du nicht endlich aus der Fußballmannschaft aus? Dich kann da doch eh keiner gebrauchen, so unsportlich wie du bist.«

So ganz stimmt das nicht, allerdings muss ich es ihm ja nicht auf die Nase binden.

Etienne ist sogar ziemlich sportlich: Schlank, muskulös – ja, schon fast durchtrainiert. Seit einigen Monaten hat ihn jedoch die chronische Unlust gepackt und er und ich wissen, er spielt nur weiter in der Schulmannschaft mit, um Mädchen zu beeindrucken. Dabei hat er das wirklich nicht nötig. Mit den dunklen Haaren und den tiefgründigen, braunen Augen, der großgewachsenen Statur und seinem ziemlich coolen Klamottenstil hat er eigentlich immer mindestens ein halbes Dutzend Mädels gleichzeitig, die auf ihn stehen.

Okay, das war gerade ganz schön schwul. Notiz an mich: Nie wieder Loblieder über meinen besten Freund singen.

Manchmal habe ich das Gefühl, ich bin zu geprägt von meinem Vater, der – seines Zeichens Schriftsteller – sehr viel Wert auf gepflegte Sprache legt und ziemlich oft ausschweifende Reden hält. Kein Wunder, dass mich alle für einen komischen Freak halten.

Etienne schnaubt abfällig, mit seinem Stuhl kippelt er sich noch ein wenig weiter in die Schräge, ehe er schnippisch hinzufügt: »Ich muss mich fit halten. Klar, du hast es nötiger, du betreibst ja keinen Bettsport, du kleine Jungfrau, aber ...«

Sein Satz endet mit einem erschrockenen Aufschrei, dann kracht es laut und mit einem schmerzhaften Stöhnen liegt er auf dem Boden. Für einen winzigen Moment sorgt das laute Poltern für Stille, dann ertönt von allen Seiten schallendes Gelächter – und ausnahmsweise gilt das mal nicht mir.

Auch ich kann mir ein Grinsen nicht verkneifen, als Etienne schwerfällig wieder auf die Beine kommt und seinen Stuhl aufhebt. Das hat er mehr als verdient. Blödarsch.

Herr Deppenbrock sagt nichts, nein, er guckt nicht einmal böse. Er sieht lediglich verzweifelt aus und wirft einen schnellen Blick auf seine Armbanduhr. Armer kleiner Fettsack mit Halbglatze. Ich hoffe, ich werde niemals so jämmerlich wie er.

»Oh, wieso gebe ich mich eigentlich mit dir ab?«, grinse ich Etienne boshaft zu. Nebenbei werfe ich einen schnellen und eigentlich nicht erlaubten Blick auf mein Handy – noch zehn Minuten, herrlich – und stichele dann genüsslich über seinen roten Kopf hinweg: »Du bist ja noch viel peinlicher als ich *kleine Jungfrau*. Das macht mich dann wohl noch mehr zum Gespött, wenn ich mit dir rumhänge, findest du nicht auch? Ich sollte mir dringend einen neuen besten Freund suchen.«

»Halt die Klappe, Milo«, zischelt Etienne.

Seine kleine Störung hat die Atmosphäre in der Klasse noch ausgelassener und lernunwilliger werden lassen. Der Geräuschpegel ist gerade erträglich, ohne einen Gehörschaden zu verursachen und der Deppenbrock sieht wohl ein, dass das Ganze absolut keinen Sinn mehr hat.

Mit unglücklicher Miene packt er sein Zeug zusammen, wobei er versucht, gegen den Lärm anzuschreien: »Bis zum nächsten Mal füllt ihr bitte das Arbeitsblatt aus, das ich ausgeteilt habe!«

Klar, kein Ding. Hab' nichts Besseres zu tun, als sinnlose Arbeitsblätter zur Bibel auszufüllen. Weil ich ja auch so gläubig bin. Sicher.

Ich packe meine Sachen unordentlich wieder in meine schwarze Umhängetasche, ohne auch nur einmal Stift oder Blatt benutzt zu haben. Im Grunde genommen bin ich kein schlechter Schüler und faul eigentlich auch nicht. Doch sobald es um Religion geht, ist der Lerneifer irgendwo auf Hawaii oder so, nur nicht da, wo er sein sollte.

Etiennes Miene drückt ebenfalls Lustlosigkeit aus. Dass ihm ein paar Kumpel und Klassenkameraden im Vorbeigehen noch spöttisch und lachend auf die Schulter klopfen, oder ihm für den verfrühten Unterrichtschluss danken, macht es nicht besser. Seine sonst leicht sonnengebräunte Haut nimmt jetzt einen zarten Korallton an, über den ich mich schief lächeln könnte, denn diese Farbe ist grauenvoll und leider Gottes genauso in Mode wie Senfgelb. Scheußlich.

Ich bevorzuge auch auffällige Farben wie leuchtendes Grün oder Blau bei meinen T-Shirts, oft bunt gemischt. Irgendwo hat das allerdings eine Grenze und die ist mit Senfgelb deutlich überschritten.

»Weißt du«, knurrt Etienne beleidigt, als er seine Tasche schultert und den Stuhl unsanft an den Tisch heranschiebt, »du bist manchmal wirklich nicht sehr hilfreich. Anstatt für mich einzustehen und mein Ritter mit leuchtender Rüstung in der Abendsonne zu sein, lachst du mich aus. Ich mache mich ja auch nicht lustig über dich, obwohl ich genug Grund dazu hätte, nicht? Fünfzehn und Jungfrau, dabei war dein Dad laut Phil in dem Alter ein absoluter Mädchenschwarm ...«

»Du machst dich doch lustig über mich, du Vollidiot«, entgegne ich murrend und boxe ihm unsanft gegen die Schulter. »Elefantensackhaar«, sagt er ungerührt.

»Pavianarsch.«

»Du bist so homoerotisch, Emilio ...«

»Fresse, du Evolutionsbremse.«

Etienne grinst und auch ich muss schmunzeln. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir uns jemals ernsthaft gestritten haben. Die Beleidigungen dienen meistens mehr der Belustigung.

»Okay, schon gut. Du musst aber gestehen, du warst schon einfallsreicher. Pavianarsch ... Na ja«, bemängelt er naseelnd.

Lachend schlendern wir aus dem Klassenraum und begeben uns in Richtung Sporthalle. Manchmal empfinde ich das Fußballtraining nach

der achten Stunde schon als ätzend und vollkommen fehl am Platz, im Endeffekt macht es meistens dennoch Spaß. Die Truppe ist lustig und bis auf ein paar Ausnahmen auch recht nett. Gut, die Ausnahmen sind wirkliche Härtefälle, wenn ich da so an einen gewissen Jemand denke. Allerdings kann man diese ja auch ignorieren, so einfach ist das.

»Homoerotisch«, wiederhole ich und lasse mir das Wort auf der Zunge zergehen. »Nicht übel, das merke ich mir.«

»Siehst du, Milo, ich bin dein Meister. Mit deinem zarten Alter bist du noch zu dumm und unerfahren, um dich vernünftig zu duellieren. Bei mir lernst du noch was.«

»Und du hast mit deinen sechzehn Jahren die Weisheit mit dem Löffel gefressen, was?«

Lachend drischt Etienne mir auf die Schulter und entgegnet: »Jeden Morgen mit dem Frühstück!«

Manchmal bin ich wirklich froh, ihn zu haben. Was wäre das Leben ohne einen so toleranten und treuen besten Kumpel? Ich kann mich nur selbst beglückwünschen und meinem Vater stumm dafür danken, dass er dem Drängen der Erzieherinnen damals nachgegeben und mich mit fünf Jahren eingeschult hat, statt mich noch ein Jahr im Kindergarten schmoren zu lassen. Trotz Phils Bedenken, ob ich die Kurve kriege – ich hatte mit zwölf einen richtigen Durchhänger in der Schule – hat mein Vater an mich geglaubt und mich nicht zurückstufen lassen. Ich gebe mir Mühe, ihn nicht zu enttäuschen, denn obwohl mir durch seine *Orientierung* viel Unmut und Feindseligkeit entgegenschlägt, ist er ein toller Vater und ich bin irgendwie stolz auf ihn. Wie auch immer.

»Wie sieht dein Plan aus?«, dringt Etiennes Stimme durch meine sentimental Gedanken.

»Plan?«, entgegne ich verwirrt. Im Laufen ziehe ich mir die Jeans ein wenig höher, nutzt aber nichts. Im nächsten Moment ist sie wieder über dem Hintern. Egal, sieht ja ganz cool aus.

Gemeinsam schlurfen wir über den recht leeren Schulhof zur Sporthalle und genießen die spätsommerliche Wärme noch ein wenig. Das Schuljahr hat gerade angefangen und der Herbst rückt näher, nicht gerade zu meiner Freude. Sommer gefällt mir besser.

»Plan in Sachen Sophie. Wie willst du sie rumkriegen?«

Mh, tja. Ich weiß auch nicht so recht. Es ist nicht so, als wäre ich nur für den Sex mit ihr zusammen, ich bin wirklich ziemlich verknallt, würde

ich behaupten. Trotzdem ist mir diese Entjungferungssache doch ziemlich wichtig. »Kein Plan, Mann«, seufze ich. »Wie kriegt man eine Frau rum?«

Sie ist meine erste Freundin und ich glaube, ich bin schon glücklich, wenn ich einen Zungenkuss auf die Reihe kriege. Unerfahren zu sein ist echt eine total peinliche Angelegenheit.

»Oh, das ist eigentlich nicht schwer. Bei deiner Freundin dürfte das ewig dauern. Versuchs mal mit Küssen und sentimentalem Geschwätz, vielleicht klappt es dann.«

Etienne hat leicht reden, er hat das Ganze ja auch schon hinter sich. Küssen ... Verflucht, ich habe echt keine Ahnung wie! Dieses eine Mal war ganz flüchtig an und nicht wie ein echter Kuss. Ich meine, was macht man denn mit seiner Zunge? Was, wenn ich sabbere? Oder alles falsch mache? Ich werde das niemals auf die Reihe kriegen, *niemals* ...

Nachdenklich betrete ich die Sporthalle, er folgt mir auf dem Fuße. »Mach dir keine Gedanken, du kriegst das schon hin«, lautet Etiennes lacher Aufmunterungsversuch. Er klopft mir unsicher auf die Schulter, als wir in die Umkleidekabine gehen. Noch keiner da, gut.

Seufzend werfe ich meine Tasche auf die Bank und lasse mich daneben fallen, beginne langsam die Schnürsenkel meiner ausgelatschten Schuhe zu lockern.

»Ich habe 'ne Heidenangst davor, was falsch zu machen«, gestehe ich leise und kann nicht verhindern, rot zu werden.

»Mensch, Milo ...«, entgegnet er unbeholfen und kratzt sich ratlos am Kopf. Dann beschließt er wohl, dass es besser ist, sich erst mal umzuziehen und sich so eine kurze Denkpause zu verschaffen. Bis auf das Rascheln seines T-Shirts, das jetzt achtlos zu Boden fällt, ist es still in der Umkleide. Aus seiner Tasche fischt er ein ausgewaschenes Sporttrikot, das er von seiner Ex-Ex-Freundin vor einem Jahr zum Geburtstag geschenkt bekommen hat und so oft trägt, dass ich mich manchmal frage, ob er wohl immer noch an sie denkt. Das wäre ziemlich lächerlich, schließlich hat er sie verlassen und nicht andersherum.

Während er schon aus seiner Jeans schlüpft, ziehe ich mir gerade die Schuhe von den Füßen. Es ist doch zum Haare ausraufen, mit welchen Dingen man sich herumschlagen muss. Mir ist durchaus bewusst, dass ich bedingt durch mein Alter ein laufendes Hormonbündel bin. Als wäre das nicht schon schlimm genug, muss ich auch noch schwule Eltern, einen

unfähigen besten Freund, eine prude Freundin und absolut null Erfahrung mit Frauen haben. So ein blöder Mist.

Erst, als Etienne in seine luftigen TrainingssHORTS geschlüpft ist und auf der Bank sitzt, um seine Sportschuhe anzuziehen, lässt er sich dazu herab »Mh« zu murmeln. Hilfreich.

Grummelnd ziehe ich mir mein T-Shirt über den Kopf und nestele umständlich meine Jeans auf. »Du bist mir echt keine Hilfe, Mann«, knurre ich düster und greife nach meiner Sporthose. »Ich werde versagen! Wahrscheinlich sterbe ich als Jungfrau.«

»Würde mich nicht wundern«, ertönt es plötzlich von der Tür her. Ich zucke zusammen und kann gerade so dem Drang widerstehen, mir die Hose schützend vor die unbedeckte Brust zu halten.

»Dich hat keiner gefragt«, schnauze ich den Neuankömmling unfreundlich an, schlüpfte im Höchsttempo in meine Hose und ziehe mir das T-Shirt so schnell über den Kopf, dass ich mich beinahe darin verheddere.

Da ist er, der arroganteste Blödmann überhaupt, der eingebildetste Schnösel der gesamten Schulmannschaft, ja, sogar der ganzen Schule und der Dorn in meinem Auge: Nicholas. Das schlimmste am Fußballtraining, wenn ich das so sagen darf.

Ich weiß, Phil glaubt, *er* sei mir besagter Dorn im Auge. *Der da* ist jedoch eindeutig schlimmer.

»Solltest du aber vielleicht mal, kleine Jungfrau«, höhnt Nick, wie er von allen genannt wird, mit seiner dunklen, stimmbruchfreien Stimme. Allein dafür hätte er einen Schlag in die Fresse verdient.

Allerdings reicht das nicht, nein. Er sieht viel zu gut aus für seinen Arschloch-Charakter, ist älter (zwölfte Klasse, soweit ich weiß) und oben-drein auch noch geouteter Schwuler, was ihm bei mir besondere Minuspunkte einbringt.

Nicht nur, dass man ihn somit automatisch mit mir in Verbindung bringt, nein, er sieht angeblich auch weniger schwul aus als ich. Himmel, ich wachse eben noch und meine Schultern werden sicherlich auch mal so breit. Ich bin *fünfzehn*, verdammt!

»Und wenn wir schon dabei sind, dir würde ein bisschen Muskeltraining nicht schaden. Du bist dürr und schwächig, das ist wirklich nicht schön.«

Oh, ich sollte ihm ... »Du musst ja nicht glotzen, du Scheißer!«, fauche ich ungehalten und würde ihm meine Fußballschuhe am liebsten an den Kopf werfen, statt sie anzuziehen.

Der feine Herr bequemt sich mit missfälliger Miene in die Umkleidekabine und setzt sich auf die Bank mir gegenüber, wo er sich obercool die teuren Markenschuhe von den Füßen zieht. Blöder Schnösel! Wir haben auch nicht gerade wenig Geld, trotzdem gebe ich nicht so damit an wie der.

Wie er da sitzt mit seinem pickelfreien Scheißgesicht und seine blöden scheißglatten Haare mit einer lässigen Kopfbewegung zur Seite wirft und dann einfach gut aussieht, das ist ... so *unfair*. Gott! Ja! Ich bin neidisch, ich geb's ja zu! Nicht nur, dass der Arsch gut in der Schule ist, er sieht so toll aus, dass ihm die Weiber scharenweise verfallen! Obwohl sie alle wissen, dass er auf Männer steht! Ich wette, sogar Sophie findet ihn attraktiv. Das ist wirklich nicht fair! Wieso kann ich keine immer gut liegenden, glatten Haare haben? Oder breite Schultern und reine Haut? Unfair, unfair, *unfair*!

Nicks spöttisches Lachen dringt irgendwie durch meine aggressiven Mordgedanken hindurch, dann höre ich ihn stichelnd sagen: »Wer glotzt hier?« Dadurch wird mir erst bewusst, dass ich ihn die ganze Zeit über angestarrt habe, ohne es zu merken. Peinlich.

Ich kann nicht verhindern, dass mir die Zornesröte ins Gesicht schießt und leider fällt mir außer »Fresse!« nichts zum Kontern ein. Etienne ist da auch keine Hilfe, er steht nur unbeholfen da und weiß nicht so recht, was er tun soll, denn er versteht sich aus unerfindlichen Gründen gut mit diesem Schnösel.

Mit einer gehörigen Portion Wut im Bauch ziehe ich mir die Fußballschuhe an. Dabei rupfe ich fast die Schnürsenkel aus, weil ich sie so ruppig zubinde und rausche mit einem »Etienne, wir gehen!« aus der Umkleidekabine. Nicks höhnisches Lachen verfolgt mich dabei und treibt mir die Hitze nur noch mehr in die Wangen.

Ich wünschte, ich könnte ihm was entgegensetzen! Am liebsten würde ich ihm *Schwuchtel* ins Gesicht schreien. Das würde ich allerdings niemals über die Lippen bringen. Wegen Dad und Phil und weil ich weiß, dass schwul sein nicht gleich ekelhaft oder pervers oder scheiße sein bedeutet.

Auch Dads bester Freund Falco ist schwul und eigentlich fand ich immer, dass alle drei sehr verständnisvoll und auch einfühlsam sind – wobei Phil öfter mal aus dem Rahmen fällt. Jedenfalls tausendmal besser als ein ganz normaler Vater, der einem den Gürtel um die Ohren schlägt, wenn man eine schlechte Note mit nach Hause bringt. Ich für meinen Teil kenne genügend Scheißväter, Etiennes ist da ein ziemlich gutes Beispiel.

Plötzlich taucht dann so ein blöder Mistkerl wie dieser Nicholas auf, der schwul und scheiße und bestimmt auch pervers ist und das alles zusammen. Den macht niemand fertig, im Gegensatz zu mir, obwohl ich hetero und supertoll bin. Oh, ich könnte ihm ins Gesicht kotzen ...

»Milo, jetzt mach doch mal langsam!«, höre ich meinen besten Freund hinter mir rufen, der mir hastig die Treppen hinunter folgt. »Reg dich doch nicht so auf, bitte!«

Mich nicht so aufregen? Pah ... Der hat leicht reden, der wird ja auch nicht dauernd wegen oder von Nicholas fertiggemacht!

»Ich rege mich auf, wie ich will!«, knurre ich unfreundlich und betrete mit einem merkwürdig kribbeligen Gefühl der Wut im Bauch die große, leere Sporthalle. Am besten ist wohl, ich laufe mich warm und versuche, mich einzukriegen. Einfach den Kerl ignorieren. Alles ist gut.

Schritte neben mir, dann spüre ich, wie sich Etiennes Hand fest um meinen Oberarm legt. »Ich verstehe nicht, wieso ihr euch immer zoffen müsst. Wieso lässt du dich denn so leicht von ihm provozieren? Er meint es sicher nicht böse.«

Tja, ich glaube, das wüsste ich selbst gerne. Irgendwie werde ich das Gefühl nicht los, dass Nicholas es sehr wohl böse meint, wenn er mit spitzer Zunge solche Kommentare durch die Gegend wirft.

Unwillig betrachte ich Etiennes Hand, dann seine verständnislose Miene. »Er ist ein Arsch«, murre ich schließlich und schaue weg, weil ich seinen vorwurfsvollen Blick nicht ertragen kann. Toll, jetzt kriege ich ein schlechtes Gewissen, weil ich so ausgeflippt bin, dabei trifft mich doch wohl keine Schuld, oder?

»Außerdem hättest du ruhig mal auf meiner Seite stehen können! Wie war das mit dem Ritter und der scheiß Rüstung, die in der Abendsonne glänzt?«

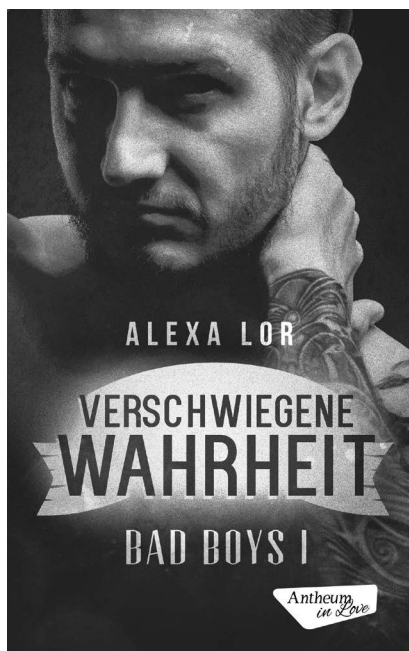
Das entlockt ihm ein Grinsen, schließlich lässt er mich zögernd los. »Tut mir leid. Du weißt, ich hab nichts gegen ihn. Außerdem ...« Seine Stimme wird zu einem Flüstern, mit nachdenklicher Miene beugt er sich zu mir herab. »... Außerdem hat er irgendwas Autoritäres an sich. Ich kenne niemanden außer dir, der so respektlos mit ihm redet. Er ist immerhin Schulsprecher und so ziemlich der beliebteste Schüler dieser ganzen Schule.«

Wobei ich wirklich nicht verstehen kann, wieso er das ist. Was soll's.

»Laufen wir uns warm?«

»Wie du willst.«

Antheum in Love



Alexa Lor

ISBN: 978-3-95949-016-0

266 Seiten

eBook 5,99 EUR

Print 14,90 EUR

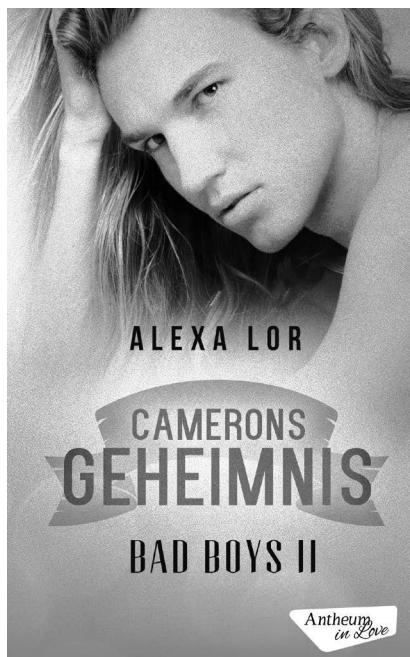
Alexa Lor

ISBN: 978-3-95949-080-1

304 Seiten

eBook 5,99 EUR

Print 14,90 EUR



VERSCHWIEGENE WAHRHEIT

BAD BOYS 1

Ein Motorradklub, Drogen, Prostitution ... und mittendrin Jigs und Sheronah.

Ihr Kennenlernen steht unter keinem guten Stern. Wer Vertrauen schenkt, riskiert schon mal sein Leben. Doch kann man sein Glück finden in einer Welt, wo Gewalt an der Tagesordnung steht und ein Menschenleben nicht viel zählt?

CAMERONS GEHEIMNIS

BAD BOYS 2

Las Vegas – Paradies für Glücksritter und Glücksspieler.

Ausgerechnet dort soll sich Jayna, Mutter zweier erwachsener Kinder und des achtjährigen Nesthäkchens Nelson, von ihrer Scheidung erholen. Stattdessen trifft sie auf Cameron, neuer Leadgitarrist der Heavy Metal Band "Grave Angels" und kein Kind von Traurigkeit. Zumindest sieht es so aus. Zwischen beiden funkt es sofort. Doch die Zeichen stehen nicht gut für sie. Da ist zum Einen der immense Altersunterschied zwischen dem attraktiven Gitarristen und der wesentlich älteren Jayna. Zum Anderen versucht Jaynas Tochter alles, um Cam in ihr eigenes Bett zu bekommen. Und während Cam mit seiner Vergangenheit kämpft, drängt sich unerwartet auch noch Jaynas Ex wieder in ihr Leben.

Wer wird das Duell um Jaynas Herz gewinnen?

LESEPROBE

**VERSCHWIEGENE WAHRHEIT
BAD BOYS 1**

1

Was konnte ein Tag schon bringen, der mit dem Aufwachen anfang?

Nach einer Booze-and-Sex-Party – oder kurz einer B’n’S – gab es darauf nur eine einzige mögliche Antwort: Brachiale Kopfschmerzen und einen Magen jenseits von Gut und Böse.

Als sich Jigs’ Lider mühsam Richtung Augenbrauen bewegten, zwangen sich ihm drei Fragen auf: Wollte er sich das wirklich antun? Wessen Slip war das, auf dem sein Kopf lag? Und zu wem gehörte der Fuß vor seinem Gesicht?

»Nimm deinen Zeh aus meinem Nasenloch.« Fists Stimme kam nuschelig vom Fußende der Matratze, auf der sie lagen. Damit wäre Frage Drei beantwortet.

Fist, bürgerlicher Name Rico Tobbs. Seit ein paar Wochen der neue Vize des Desert Wolves Motorcycle Clubs. Um genau zu sein, seit seiner Entlassung aus dem Lovelock Correctional Center, in dem er die letzten fünf Jahre wegen schwerer Körperverletzung mit Todesfolge gesessen hatte. Neben solchen Berühmtheiten wie O. J. Simpson, der dort wegen bewaffneten Raubüberfalls einsaß, allerdings mit weniger Aufmerksamkeit bedacht als dieser. - Dann war Fist wegen eines Verfahrensfehlers vorzeitig entlassen worden. Es hätte schlimmer kommen können. Sie hätten Fist wegen Totschlags oder Mordes ins Ely State Prison schicken können. Von dort wäre er nicht wiedergekommen. Mit der Destination ESP erhielt man die Fahrkarte ins Jenseits, dort saßen ausschließlich die in Nevada zur Todesstrafe Verurteilten.

»Brauchst du eine Extraeinladung?«

Nein, eher nicht. Die verteilte Fist nämlich namensgebend gerne mit der Faust, und wo die hin traf, wuchs kein Gras mehr. Wobei fraglich war, ob er sie heute hoch genug bekäme.

»Nerv. Mich. Nicht. Fist.«

Von Fist bewegte sich lediglich der Arm, den er träge anhob. Seine Hand ballte sich zu einer Faust. »Willste dran schnuppern, Jigs?«

»Danke. Mir reicht der Duft, der mir von deiner Socke ins Gesicht weht. Wann hast du die das letzte Mal gewechselt, du Sau? Zu Weihnachten?«

Jetzt kam Fist doch hoch. Dass er das Gesicht verzog, weil ihm vermutlich der Schädel platzte, konnte nicht zur Erheiterung dienen, weil es Jigs ebenso ging, als er seinem Kumpel entgegenkam. Dabei sah Fist mit Sicherheit um einiges besser aus als er. Dessen kurze dunkelbraune, fast schwarze Naturlocken brauchten wenigstens keinen Kamm, um einigermaßen aufgeräumt zu wirken. Ein kleines Zurechtzupfen des einen oder anderen Kringels, auf dem er gelegen hatte, reichte, um aus den Haaren wieder eine Frisur zu machen. Seine eigenen dunkelblonden Strähnen in helmtauglicher Länge standen bestimmt wieder mal in alle Himmelsrichtungen ab. Wie immer nach dem Aufwachen.

Nase an Nase hockten sie auf der Matratze, auf der sie gemeinsam genächtigt hatten. Fist zog die rechte Seite seiner Oberlippe hoch. Seine Fahne reichte immer noch aus, um einen ins Delirium Tremens zu schicken.

»Ich wechsele meine Socken öfter, als du deine Unterhosen.«

Das hielt Jigs jetzt allerdings für ein Gerücht. Er knurrte, weil ihm gerade keine passende Antwort einfiel. Drecks Billigfusel. Scheiß Kampfsaufen.

Fists blutunterlaufene, glasige Augen verengten sich zu Schlitzten. Das machte ihren Anblick nicht angenehmer.

»Jungs!« Gleichzeitig drehten sie ihre Köpfe zu Michael »G« Girk, dem Präsidenten des Clubs.

Böser Fehler. Au, verdammt.

»Keine Prügelei auf nüchternen Magen.«

Wieso nicht? Dann könnte man den Brummschädel wenigstens auf die Schläge schieben. Andererseits. Wann hatte er sich das letzte Mal mit Fist geprügelt? Mit in der Definition von gegen ihn. Musste ewig her sein. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern. Wenn er sich mit Fist prügelte, dann mit in der Definition von gemeinsam Seite an Seite. Fist war nämlich nicht bloß der Vize und stand in der Hierarchie somit über ihm. Er war nicht nur ein berühmter Faustkämpfer, mit dem man sich besser nicht anlegte. Und er war nicht nur ein Clubbruder. Nein, Fist war vor allen Dingen und über allem anderen stehend sein bester Freund.

Der wesentlich schneller auf die Füße kam als Jigs. Er sah vielleicht nicht so betrunken aus wie Fist, wobei erst der Blick in den Spiegel Gewissheit darüber brächte, aber sein Freund war definitiv bereits nüchterner. Trotzdem schwankte Fist leicht, als er sich breitbeinig aufbaute und den Chef anfunkelte.

»Lutsch meinen Schwanz, G.«

G zog spöttisch eine Augenbraue in die Stirn. »Jetzt gleich oder erst später?«

Bevor Fist antworten konnte, erklang ein verhaltenes Lachen aus Richtung der Bartheke. Kurz darauf erschien ein Kopf daneben. Sein Besitzer war anscheinend noch nicht in der Lage, auf zwei Beinen zu gehen. Stattdessen kam er auf allen Vieren hinter der Theke hervorgekrochen. Aidan, der Sänger der Grave Angels, die für die musikalische Untermalung der Party gesorgt hatten. Wobei »musikalisch« eine Sache des Geschmacks war. Für Jigs gehörte Heavy Metal nicht in die Kategorie Musik. Rock, jederzeit. Hard Rock, unter Umständen, kam darauf an, welche Band. Metal? Musste nicht sein.

»Ich wusste gar nicht, dass du aufs Schwänzelsutschen abfährst, Onkel Michael.«

Ach ja, der erstgeborene Sohn des Clubgründers Gabriel »Gabs« Girk, seines Zeichens älterer Bruder des seit zehn Jahren amtierenden Präse, war Aidan auch. Und der Einzige, der G Michael nannte, mit Ausnahme von Gabs vielleicht.

»Oder dass du ein Nimmersatt geworden bist, Rico.« Jetzt wandte sich Aidan grinsend Fist zu. »Für mich sah's gestern Nacht eigentlich aus, als hätte es dir die Kleine ordentlich besorgt. Oder haben sie dich im Knast umgepolt und ein Frauenmund gibt dir nichts mehr?«

Das fand Fist gar nicht lustig. Klar, bevor Aidan nach Las Vegas gegangen war, um dort eine Karriere als Heavy Metal Sänger zu starten, wobei das mit der Karriere noch auf sich warten ließ, war er Fists bester Freund gewesen. Die beiden waren annähernd gleich alt – Ende zwanzig, was Fist zum jüngsten Vize der Clubgeschichte machte –, zusammen aufgewachsen und unzertrennlich gewesen. Ausgerechnet von Aidan wegen seiner Knastologie aufgezogen zu werden, war mit Sicherheit nichts, was sich Fist gerne anhörte. Oder daran erinnert zu werden, was dort mit einem passieren konnte, wenn man nicht aufpasste, keine Unterstützung fand beziehungsweise sich als schwächlich erwies.

Mit angesäuert verzogenem Gesicht wandte sich Fist ihm zu. »Lass uns abhauen, Jigs.«

Nichts dagegen einzuwenden. Er nickte.

»Ja, krieche heim zu Mama und lass dir den Scheitel streicheln.«

»Streicheln?« Sebastian »Screw« Tobbs, Fists Dad, saß an einem der

Tische in der Ecke und nuckelte an seinem Guten-Morgen-Bier. »Wie ich seine Mom kenne, wird sie ihm den Scheitel eher bügeln. Hoffentlich, dann krieg ich weniger ab, wenn ich nach Hause komme.«

Das Prusten lag zum Greifen nahe in der Luft, trotzdem verkniff es sich jeder. Rosie Tobbs war eine Seele von Frau und eine Old Lady, wie man sie sich nicht besser wünschen konnte. Eine echte Wölfin, aber wenn sie sauer war – und das war sie am Tag nach einer B’n’S grundsätzlich –, war mit ihr nicht gut Kirschen essen.

Als sie vor die alte Halle traten, traf der Sonnenschein sie wie ein Hammerschlag. Warum musste der Planet nach solch einer Nacht immer dermaßen grell vom Himmel stechen? Als ob der platzende Schädel nicht schon genug wäre. Nein. Jetzt mussten noch Augenschmerzen obendrauf kommen.

Manchmal dachte er, dass er für diesen Scheiß allmählich zu alt wurde. Aber, verdammt, er war erst vierunddreißig. G war zehn Jahre älter und sah nach einer B’n’S-Party wesentlich besser aus und war auch besser beieinander. Von Screw mit seinen zweiundfünfzig ganz zu schweigen. Und außerdem machte der sechs Jahre jüngere Fist keinen frischeren Eindruck. Also konnte es am Alter allein nicht liegen.

Wo war das scheiß Wasserfass? Üblicherweise stand es doch direkt neben dem Eingang. Ah, da. Irgendein Volltrottel hatte es um die Ecke gestellt. Er steckte den Kopf bis zum Schulteransatz hinein. Gemessen an der Wassertemperatur – lauwarm – musste es später sein, als er dachte. Nicht gerade die Abkühlung, die er sich davon versprochen hatte. Aber besser als nichts.

Als er den Kopf aus dem Wasser zog, kurz, bevor seine Lungen mangels Sauerstoffentzug den Geist aufgaben, und sich schüttelte, sah er, dass Aidan ebenfalls herausgekommen war. Wahrscheinlich, um sich bei Fist zu entschuldigen, weil er ihn öffentlich gefoppt hatte, oder weil er mit dem Foppen noch nicht fertig war.

»Hey, Mann, jetzt krieg dich wieder ein. Du weißt, dass ich dich liebe.«
Aha. Ersteres also.

Fist verzog die Lippen. Ob das ein Lächeln oder einen Schmollmund darstellen sollte, war nicht hundertprozentig feststellbar.

»Ja, schon klar.« Pause. »Arschloch.«

Damit waren die Wogen wohl geglättet. Sagte zumindest Aidans Grinsen. Er hob die Faust mit den Knöcheln nach vorn, und Fist boxte mit

seiner dagegen. Die Wogen waren definitiv wieder glatt. Keine Überraschung. Die beiden stritten sich nie. Jedenfalls nicht ernsthaft.

»Könnt ihr fahren, oder soll ich euch nach Hause bringen?«

»Du kannst schon fahren?« Das würde ihn jetzt aber mehr als verblüffen. »Gerade eben konntest du noch nicht mal laufen.«

»Auch wahr.« Na, zumindest gab Aidan es zu.

»Ich lass meinen Hobel nicht hier stehen«, meinte Fist. »Sind doch nur drei Meilen, und den Weg kennt er.«

Kein Wunder, so oft, wie sie ihn in den vergangenen zwei Monaten gefahren waren. Die B'n'S-Parties häuften sich in letzter Zeit, was hieß, die Geschäfte gingen gut.

»Fahrt vorsichtig, okay.« Mann, wenn Aidan einen auf besorgten Daddy machte, fühlte er sich regelmäßig von ihm verarscht. Vor allem, wenn sich der Kleine in einem Zustand wie heute befand.

»Machen wir doch immer.« Naja, fast immer.

»Wann fahrt ihr zurück nach Sin City?«

»Ich schätze, wenn der letzte wieder in der Senkrechten ist.« Aidan zuckte mit den Achseln, drehte sich um und ging in die Halle zurück.

Fist und er schwangen sich auf ihre Böcke und fuhren los Richtung Heimat. Drei Meilen Schotterweg. Nicht gerade das, was man brauchte, wenn man verkaterter oder, wie in ihrem Fall, noch gar nicht richtig nüchtern war. Aber der einzige Weg von hier nach Merulah, wo sie wohnten.

Die Straßen des kleinen Fünftausend-Seelen-Städtchens waren schon recht belebt. Ein weiterer Hinweis darauf, dass der Tag bereits fortgeschrittener war.

Als er seine Harley vor dem Haus abstellte, kam ihm das Geräusch von im Betrieb befindlichen Sägen und Hobeln entgegen. Seine Leute hatten also nicht blau gemacht wie er, sondern waren pflichtschuldig zur Arbeit erschienen. Schön. Dann konnte er sich nochmal aufs Ohr hauen. Wenn die Schreinerei Stroke bis jetzt ohne ihren Boss ausgekommen war, würde das für den Rest des Tages auch gehen.

2

Die geschlossene Entgiftungsabteilung der Forrester Privatklinik für Drogenreha war der traurigste, düsterste und schrecklichste Ort, an dem

Sheronah jemals gewesen war. Und sie unterschied sich massiv vom Rest der Einrichtung, was nicht allein daran lag, dass sie in einem separaten Gebäude untergebracht war.

Etwas außerhalb von Las Vegas gelegen, hatten sich bis zum Forrester-Management die neuen Vorgaben zum Wassersparen noch nicht herumgesprochen. In der Stadt versandeten mehr und mehr Vorgärten zurück in die ursprüngliche Vegetation der Gegend, weil das Gießen mit Leitungswasser stark eingeschränkt worden war und bei durchschnittlich dreihundert Sonnentagen pro Jahr Regenwasser nicht gerade in üppiger Menge anfiel. Vielerorts fanden sich vor den und um die Häuser herum wieder Kakteen statt gepflegter Rasen, was sogar auf ein paar der Golfanlagen zutraf. An dem Gelände um die Privatklinik erkannte man nicht, dass sie sich mitten in Wüstengebiet befand. Kein Wunder. Wer hierher kam, gehörte zu den Besserbetuchten, VIPs und Sprösslinge reicher Eltern, und deren Augen konnte man den Anblick von trostloser Ödnis natürlich nicht zumuten. Nachdem sie die Entgiftung hinter sich gebracht hatten.

Sheronah war nicht als Patient hier. Sie arbeitete in der Klinik. Seit drei Wochen. Nicht dass sie das müsste, sie hatte es sich selbst ausgesucht, weil sie sich in gewisser Weise dazu verpflichtet gefühlt hatte. Die ersten paar Wochen verbrachten Neulinge in der Entgiftung. Zur Abhärtung, meinte die Klinikleitung, und damit man die Reaktionen der Patienten im offenen Rehabereich besser verstehen konnte, weil man miterlebt hatte, was sie während der Entgiftung durchmachen mussten. Nachvollziehbar, trotzdem schrecklich. Viel schrecklicher, als sie es sich vorgestellt hatte.

In letzter Zeit schickte die Justiz jugendliche Ersttäter, die durch übermäßige Gewaltanwendung oder den Versuch der Benutzung einer Waffe auffällig geworden waren, gerne in Pathologien, wo sie einer Autopsie beiwohnen mussten. Man hoffte, sie durch diese Abschreckung auf den rechten Pfad zurückzuführen.

Sheronah wünschte sich, geschnappte Kleindealer würden dazu verdonnert werden, eine Woche in einer solchen Entgiftungsabteilung zu arbeiten. Eine Woche lang Scheiße von Ärschen wischen, weil die Patienten keine Kontrolle über ihre Schließmuskeln hatten. Eine Woche lang vollgekotzt werden, weil die Patienten kaum etwas bei sich behalten konnten. Eine Woche lang Zeuge von unsäglichen Schmerzen, Schüttelfrost und sonstigen körperlichen Auswirkungen des Entzugs werden. Das würde

diese Kids, oftmals waren sie kaum älter als höchstens dreizehn oder vierzehn, vielleicht davon abhalten, eine Karriere in diesem Berufszweig anzustreben. Weil sie dann nicht mehr nur die Kohle sahen, die sich damit verdienen ließ, wenn man in großem Stil dealte.

Sie wusste, wovon sie sprach, denn sie arbeitete nicht zufällig hier, hatte sich diesen Ort nicht aufgrund einer übermäßig sozialen Ader ausgesucht, sondern ganz bewusst.

Hatte sie Mitleid mit den Patienten, die sich hier drin quälten? Nein, nicht wirklich. Nicht in einer Klinik wie dem Forrester. Wenn es sich um Straßenjunkies, ehemalige Prostituierte oder ähnliches handelte, dann vielleicht. Aber das hier waren Leute, die es nicht nötig hätten, sich Drogen reinzupfeifen. Niemand hatte sie dazu genötigt, drogensüchtig zu werden. Man hatte ihnen keine Pistole an den Kopf gehalten, um sie zur Einnahme zu »überreden«. Diese Leute hatten alles, was man sich vom Leben wünschen konnte. Geld, Ansehen, Ruhm. Sie mussten nicht durch Drogen in eine andere Realität flüchten. Die meisten waren nicht mal freiwillig hier, sondern weil sie in irgendeiner Weise dazu gezwungen waren. Wieso sollte sie mit solchen Typen Mitleid haben?

Einmal ganz davon abgesehen, dass man sich Mitleid als Angestellter im Drogenentzug gar nicht erlauben konnte. Es würde einen kaputt machen. Erlaubt war es obendrein ebenfalls nicht. Personal mit einem Anflug von Mitleid wurde schneller gefeuert, als es dauerte, es einzustellen, weil mitleidiges Personal zu gefährlich war. Es waren genau diese Leute, die heimlich Stoff in Entzugskliniken brachten, in der irrigen Annahme, sie könnten den Patienten die Schmerzen damit erleichtern. Sowas konnte sich eine renommierte Klinik schlicht nicht leisten.

»Wie geht es Mr. Jenkins heute, Miss Parker?«

Das Schrubben der Kotzschüsseln, womit sie sich gerade beschäftigte, war noch das Geringste an üblen Tätigkeiten. Die meisten Patienten trafen sie ohnehin nicht, weil der Mageninhalt zu schnell hoch kam und sie noch keine Koordination zwischen Drehen des Kopfes und Standort der Schüssel hatten.

»Miss Parker?«

Warum ihre Kollegin, die draußen auf dem Flur einem der Ärzte begegnet sein musste, dessen Frage nicht beantwortete, war ihr ein Rätsel. Die Antwort war nicht schwierig. Mr. Jenkins ging es heute noch ebenso beschissen wie gestern.

Eine Hand auf ihrer Schulter ließ sie zusammenfahren. »Miss Parker.« Scheiße. Miss Parker, das war ja sie.

»Tschuldigung. Ich war in Gedanken.«

»Das hab ich gemerkt. Also, wie geht es Mr. Jenkins?«

»Noch nicht wesentlich besser. Die Krämpfe haben ein bisschen nachgelassen. Das ist alles.«

»Damit war zu rechnen.« Der Doc lächelte. »Und weiter denken, sofern es angenehme Gedanken waren.«

Nein, waren es nicht. Trotzdem danke.

Verdammt, sie musste sich endlich daran gewöhnen, dass man sie meinte, wenn der Name Parker fiel. Das war jetzt schon das vierte Mal in dieser Woche, dass sie nicht darauf reagiert hatte. Allmählich musste das auffallen. Ein Wunder, dass noch niemand sie darauf angesprochen hatte, aber sie konnte mit Parker einfach nichts anfangen, der Name gefiel ihr nicht. Dabei hatte sie noch Glück gehabt. Die Maßgabe war unauffällig und gewöhnlich – es hätte also auch Smith oder Taylor werden können. Wenigstens hatte sie sich den Vornamen selbst aussuchen dürfen. Diese Wahl war leicht gewesen. Sheronah hatte ihr schon immer besser gefallen, als der Name, den ihre Eltern ihr vor neunundzwanzig Jahren gegeben hatten. Von daher war es ihr auch nicht schwergefallen, sich auf Sheronah umzustellen. Die einzig einfache Umstellung. Alles andere ...

Beim morgendlichen Blick in den Spiegel hatte sie nach wie vor das Gefühl, in das Gesicht einer Fremden zu starren. Falsche Haarfarbe, ungewohnte Kurzhaarfrisur und diese neue, schmale Nase zu dem neuen, abgerundeten Kinn. Das war nicht sie, und sie erkannte sich nur an ihren Augen, die noch genauso aussahen wie eh und je.

Aber das war nun mal der Preis, den sie zu bezahlen hatte, und sie durfte sich nicht beschweren. Immerhin lebte sie noch, und das war nicht selbstverständlich. Ebenso wenig wie die Tatsache, dass sie frei war und ein relativ selbständiges Leben führen konnte. Dass das in Nevada stattfand, was nicht gerade ihre erklärte Traumlocation war, war zu verschmerzen, auch wenn es ihr dort, wo sie herkam, viel besser gefiel. Klimatisch, vegetationstechnisch und überhaupt. Zumindest saß sie nicht in der tiefsten Provinz fest. Obwohl es da in ein bis zwei Monaten durchaus noch hingehen konnte, wenn sich der Grund für ihren Aufenthalt in Nevada erstmal erledigt hatte.

3

In Vorbereitung auf die jeden Donnerstagabend stattfindende Führungssitzung, saß Jigs mit Screw und Malcolm »Mick« Brocter zusammen über den Zahlen. Das machte Sinn. Mick als Secretary des Clubs war für die Kommunikation mit anderen Chaptern und den in Vegas operierenden Mitgliedern zuständig. Bei ihm liefen alle Zahlen zusammen, und er führte die Buchhaltung der Wölfe. Jigs als Treasurer verwaltete das Geld und legte bei der Führungssitzung einen Plan zur Mittelverwendung vor. Und Screw, seines Zeichens Sergeant at Arms, gab den größten Batzen der Clubkohle, die nicht als Investition in die Geschäfte zurückfloss, aus. Dass er an der kleinen Zahlenrunde teilnahm war wichtig, damit sein Bedarf in den Plan einfließen konnte.

»Die Zwillinge haben Seamus und seine Jungs schon wieder geschlagen.«

Zwischen den einzelnen für die Einnahmen zuständigen Gruppen herrschte eine gewisse Rivalität. Sie versuchten ständig, sich gegenseitig zu übertrumpfen. Mittlerweile war es zu einem Spiel Gut gegen Böse, legal gegen illegal geworden. Oder konkreter ausgedrückt, die Zwillinge, die in Wirklichkeit nicht miteinander verwandt waren, mit ihrer Prostitution, in Nevada außer im Clark County erlaubt, gegen Seamus und seinen Drogenhandel.

Von Mick zu hören, dass die legale Prostitution den illegalen Drogenhandel übertrumpft hatte, tat gut. Nicht, weil Jigs ein Problem mit Kriminalität hatte. Ach, woher denn. Allerdings mochte er Drogen nicht, womit er, leider Gottes, ziemlich allein auf weiter Flur stand. Nicht einsam und verlassen, aber große Unterstützung hatte er in seinem Bestreben, den Club drogenfrei zu bekommen, nicht. Wobei er sich darum auch noch nicht wirklich richtig und ernsthaft bemüht hatte.

»Und sie haben ihren Umsatz um zehn Prozent gesteigert. Weiß der Teufel, wie sie das machen.«

O nein. Umsatzsteigerung um zehn Prozent hieß ...

»Bitte, nicht schon wieder ne B'n'S. Ich bin von der letzten noch nicht nüchtern.«

Screw rollte mit den Augen. »Rosie hat gerade erst angefangen, wieder mit mir zu sprechen.«

Die Mühe hätte sich Screws Frau sparen können, wenn bereits die nächste Party vor der Tür stand. Das Dumme an einer B'n'S war nämlich, dass man ihr als Mitglied der Führungsriege nicht fernbleiben durfte. Die Teilnahme daran war ebenso Pflicht wie bei den wöchentlichen Führungssitzungen oder der einmal im Monat stattfindenden Mitgliederversammlung.

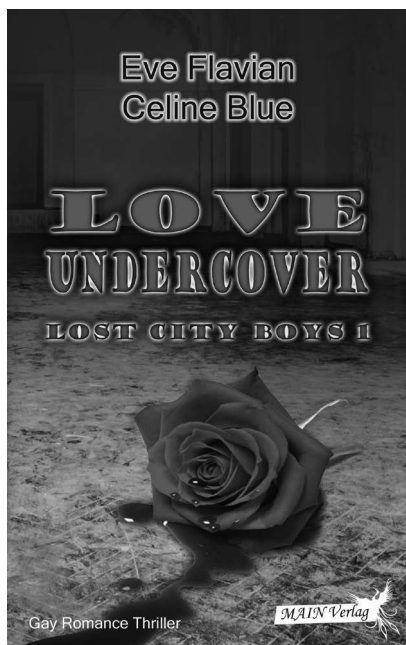
Gut, man musste sich an dem Rumgeficke nicht notwendigerweise beteiligen. Es war auch nicht vorgeschrieben, sich volllaufen zu lassen. Letzteres zu umgehen war allerdings schwierig, wenn man bedachte, dass alle um einen herum genau das taten. Musste ein saudämliches Gefühl sein, in einer Horde Volltrunkener als Einziger nüchtern zu bleiben.

»Vielleicht sollten wir G vorschlagen, das Reglement zu ändern, damit sie nicht mehr so oft stattfinden.«

Micks Idee gefiel ihm, und Screw schien dem ebenfalls nicht abgeneigt. Es gab Regeln, die leicht zu ändern waren. Die Änderung von Voraussetzungen für das Stattfinden spezieller Partys gehörte sicherlich dazu. Das ging zwar nicht immer ohne Murren seitens einzelner Mitglieder ab, durchführbar war es jedoch.

»Ich könnte zusammenaddieren, was uns die B'n'S-Partys dieses Jahres bereits gekostet haben, um den Vorschlag zu untermauern.«

Gay Romance Thriller



**Celine Blue
&
Eve Flavian**

ISBN 978-3945118115

296 Seiten

Print 14,90 EUR

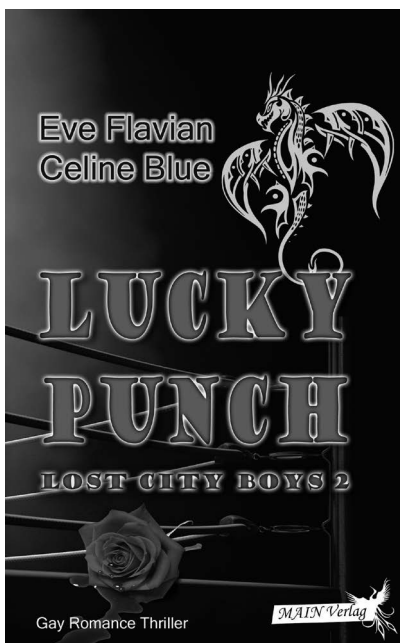
**Celine Blue
&
Eve Flavian**

ISBN: 978-3945118122

254 Seiten

Print 14,90 EUR

eBook 5,99 EUR



LOVE UNDERCOVER

LOST CITY BOYS 1

Ein Agent undercover bei einem Gangsterboss. Ein Tänzer mit mysteriöser Vergangenheit. Zwei Leben, eine Liebe. Eine Liebe, die nicht sein darf. Ein Geheimnis, das den Tod für einen oder beide bedeuten könnte... Ein Gay-Romance-Thriller

LUCKY PUNCH

LOST CITY BOYS 2

Alans Leben verläuft in ordentlichen Bahnen. Nicht einmal seine Versetzung nach San Antonio kann daran etwas ändern. Als er von seinen Kollegen zu einem Boxkampf eingeladen wird, ahnt er nicht, dass dieser sein Leben ins Chaos stürzt ...

LESEPROBE

**LOVE
UNDERCOVER**

LOST CITY BOYS 1

1

DRAKE

»Wladimir, mio amico! Welch eine Freude, dich nach so langer Zeit wiederzusehen!« Don Pablo, ein feister Italiener, breitete die Arme aus, als er unsere Loge betrat.

»Die Freude ist ganz auf meiner Seite!« Wladimir Petrow lachte, als wäre er tatsächlich glücklich darüber, den Mann zu sehen. Ich wusste, dass er es nicht tat. Waldimir mochte keinen Menschen auf der Welt, da war ich mir sicher.

»Drake, bitte sorg dafür, dass uns niemand bei unseren Geschäften stört«, sagte Petrow an mich gerichtet. Ich trat hinter dem Vorhang vor, der mich bis jetzt verborgen hatte.

Don Pablo zuckte zusammen, lachte dann auf.

»Wie immer überlässt du nichts dem Zufall Wlad. Ein neuer Mann?« Er blickte mich interessiert an.

»Mein bester Mann. Hervorragender Bodyguard und Scharfschütze.«

»Solche Loblieder bin ich gar nicht von dir gewohnt. Irgendeine Chance ihn abzuwerben?«

»Keine. Jetzt lass uns endlich zum Geschäft kommen.«

Den Rest des Gesprächs bekam ich nicht mehr mit, ich verließ die Theaterloge und ließ mich in der nebenliegenden auf den Platz am Balkon nieder. Ich seufzte. Das Vertrauen, das Wladimir Petrow in mich setzte, hatte ich mir über ein Jahr lang hart erkämpft. Das FBI hatte mich als Auftragskiller in Wladimirs Mafiakreise eingeschleust, mit dem Ziel, den Ring von innen heraus zu zerschlagen. Mit meiner Ausbildung im SWAT-Einsatzkommando hatte ich beste Voraussetzungen für den Job und ich liebte das Abenteuer. Durch ein paar riskante Einsätze und gut erfüllten Aufträgen schaffte ich es, mich hochzuarbeiten und war seit ein paar Monaten der ständige Begleiter des Bosses.

Jeden Abend hielt Wladimir hier im Theater seine Audienz ab, während unten im Saal das Ballett tanzte. Und die Zuschauer hatten keine

Ahnung, was sich über ihren Köpfen abspielte. Dass, während sie sich amüsierten, mit Menschen gehandelt, Drogen geschmuggelt und Morde beschlossen wurden. Wenn sie es wüssten, würde es ihnen kalt den Rücken hinunterlaufen, da war ich mir sicher.

Mein Blick wanderte hinunter zur Bühne. Auch dieses Schauspiel wiederholte sich jeden Abend. Die Truppe gab ein modernes Stück. Ich hätte nicht sagen können, ob es all die Monate dasselbe gewesen war. Ich verstand nichts von Pirouetten oder Hebefiguren, ich hatte auch Besseres zu tun, als mich darüber zu informieren. Und doch konnte ich nicht anders, als unter den Tanzenden *ihn* zu suchen. Seine Bewegungen erinnerten mich an eine Katze, geschmeidig und stark zugleich. Viele Tänzer wirkten weibisch auf mich, aber nicht dieser Mann. Seine blonden Haare flogen um den Kopf, als er kraftvoll über die Bühne sprang. Er sah nach oben, direkt in meine Augen. Nein – natürlich nur in meine Richtung. Hier oben konnte er mich unmöglich sehen, höchstens als Schatten. Aber die Vorstellung, dass Nikolaj Magic mein Gesicht suchte, brachte mein Blut in Wallung. Seit Monaten beobachtete ich ihn, seinen Namen kannte ich aus dem Programmheft und jeden Abend wurde er mir vertrauter. Zumindest kannte ich jedes Fleckchen Haut, das er während des Stückes zeigte – was nicht wenig war. Die meiste Zeit tanzten die Männer der Truppe mit freiem Oberkörper, was es nicht leichter machte, Nikolaj zu ignorieren. Zweifelsohne wäre es besser gewesen, wenn ich den Jungen, der zwanzig, vielleicht fünfundzwanzig sein konnte, einfach ignoriert hätte. Ich hatte einen wichtigen Auftrag. Ein Fehltritt konnte mich das Leben kosten. Wenn irgendwie durchsickerte, dass ich mit dem FBI zusammenarbeitete, wäre das mein Todesurteil.

Aber ich bekam diesen Kerl nicht aus dem Kopf, obwohl ich noch kein einziges Wort mit ihm gewechselt hatte.

2

NIKOLAJ

Schon seit Wochen beobachtete ich den Bodyguard meines Vaters. Was für ein heißer Kerl! Jetzt saß er oben in einer der Logen und ließ seinen

Blick über die Bühne schweifen. Ich hatte das Gefühl, er suche mich, aber da war wahrscheinlich der Wunsch der Vater des Gedanken.

Seit mein Vater vor ein paar Monaten aus Russland zurückgekehrt war, war dieser Kerl an seiner Seite. Der letzte Bodyguard war einem Attentat, das Vater gegolten hatte, zum Opfer gefallen.

Kurz darauf hatte er Drake engagiert.

Meine Muse und mein Verderben.

Ich tanzte nur noch für ihn. Ich trainierte wie ein Besessener, um noch besser zu werden, noch geschmeidiger.

Dass ich mich einer Illusion hingab, war mir klar, aber ich konnte nicht anders. Wie immer trug er schwarze Sachen. Vor allem seine Lederjacke hatte es mir angetan. Er sah zum Anbeißen darin aus.

»Nikolaj! Traum nicht!«, zischte Michael mir zu, mein Ballettkollege.

Ich hatte fast meinen Einsatz verpasst.

Derzeit führten wir eine Ballettvision eines aufstrebenden Produzenten auf, die sehr vielversprechend war. Er hatte Klassik mit HipHop gekreuzt, so ähnlich wie in diesen Tanzfilmen, die derzeit häufig in den Kinos liefen.

Das Training war brutal gewesen, mussten wir doch zu den üblichen Figuren noch ganz neue Moves lernen. Aber es hatte sich gelohnt. Zudem hatte ich es bedeutend einfacher, es zu lernen, da ich auch in meiner Freizeit häufig in diesem Stil tanzte.

Seufzend konzentrierte ich mich wieder auf die derzeitige Szene. Doch ich hatte ständig Drake vor Augen.

Der Drei-Tage-Bart, die Augen so unergründlich wie dunkle Seen, die einen in die Tiefe zogen und dabei Glückseligkeit und Frieden versprachen, gleichzeitig gaben sie nichts preis.

Ich verdoppelte meine Anstrengungen, versuchte mich richtig zu konzentrieren. Ich wollte sexy sein, wollte ihm zeigen, dass ich ausdauernd war und beweglich. Dass ich ihm den Himmel auf Erden bereiten könnte.

Doch ich bezweifelte, dass ein gut aussehender Kerl wie er schwul war. Bestimmt flogen ihm die Frauenherzen nur so zu. Kein Wunder, bei diesen breiten Schultern, den schmalen Hüften, das kantige Gesicht, in dem man nie lesen konnte.

Applaus brandete auf. Verblüfft merkte ich, dass der Vorhang fiel.

Endlich.

Völlig geschafft schnappte ich mir eine Wasserflasche vom Bühnen-

rand und kippte die eine Hälfte in einem Zug runter, die andere Hälfte schüttete ich mir über den Kopf und warf dann den Kopf nach hinten, damit mir meine Haare nicht ins Gesicht hingen.

Hinter dem Vorhang wurde es unruhig, die Besucher verließen das Theater. Für heute war es geschafft.

In meiner Garderobe angekommen stöhnte ich innerlich auf.

»Vater, was machst du hier? Du weißt, ich möchte dich nicht hinter der Bühne sehen oder sonst wo in meiner Umgebung!«, sagte ich und ließ mich auf den Stuhl vor dem Spiegel fallen.

»Ich weiß, wir hatten eine Abmachung, aber darf ich nicht meinem eigenen Sohn zur gelungenen Vorführung gratulieren?«, fragte mein Vater und verzog scheinbar enttäuscht das Gesicht. Seinen Bodyguard konnte ich nicht sehen, vermutlich hatte er ihn irgendwo zwischengeparkt. Niemand sollte wissen, wer ich war. Die Gefahr, dass ich als Druckmittel eingesetzt werden könnte, war zu groß. Und es war eine meiner Bedingungen gewesen.

»Was willst du?«, fragte ich unverblümt. Seit Jahren hatten wir nur gelegentlich telefonischen Kontakt gehabt, was mir nur recht war. Ich wollte absolut nichts mit seinen Geschäften zu tun haben. Oder mit ihm.

Genau deswegen musste ich mir den heißen Typen aus dem Kopf schlagen. Da er von meinem Vater bezahlt wurde, hing er in diesen Geschäften mit drin und war somit tabu!

Leider versuchte ich dieses »aus dem Kopf schlagen« schon seit Wochen vergeblich.

Vater seufzte, griff nach einer Zigarre und zündete sie sich an, dann lehnte er sich in dem Sessel zurück.

»Es wird Zeit, dass du dich an den Geschäftsbesprechungen beteiligst! Du hast jetzt lang genug diesen Unsinn mit dem Tanzen durchgezogen. Es ist an der Zeit, dass du deinen Platz an meiner Seite einnimmst!«, sagte er und blies den Rauch in meine Richtung.

Angewidert verzog ich das Gesicht.

»Schlag dir das aus dem Kopf! Wir haben eine Abmachung! Du lässt mich meinen Weg gehen, dafür werde ich deine Nachfolge antreten, wenn es unumgänglich wird!«, sagte ich und dachte: *Also niemals!*

Sobald die Leitung an mich übergehen würde, würde ich diesen ganzen Mist an die Bullen verpfeifen und mich aus dem Staub machen.

Einen genauen Plan hatte ich nicht. Allerdings hatte ich beizeiten begonnen, vorzusorgen.

Noch war ich von meinem Vater abhängig. Und er von mir. Ich wusste zu viel.

Von meiner Vorliebe für Männer wusste er, sagte aber nichts dazu.

»Es geziemt sich nicht für meinen Nachfolger als Tänzer über die Bühne zu schweben«, sagte er beherrscht und drückte die Zigarre in einem Untersetzer aus. Mit einer geschmeidigen Bewegung erhob er sich und ging zur Tür. Dort drehte er sich noch einmal zu mir um, die Hand an der Türklinke.

»Noch lasse ich dir deinen Willen, aber du wirst eines Tages die Nachfolge antreten! Keine Widerrede!« Mit diesen Worten öffnete er die Tür. »Vergiss nicht das Essen morgen Abend, das ich für die Tanzcrew gebe!« Dann zog er die Tür endgültig hinter sich zu.

Ich sackte in mich zusammen und schlug mir die Hände vors Gesicht.

Ich wusste nicht, wie lange ich ihm noch Widerstand leisten konnte.

Solange er keine Schwachstelle bei mir fand, konnte ich den Spieß umdrehen, aber sobald er eine Lücke in meiner Deckung fand, würde er sie gnadenlos ausnutzen, um mich in seine Geschäfte reinzuziehen.

Er durfte niemals erfahren, dass ich mich in seinen Bodyguard verliebt hatte.

Ich wollte nur eines: Tanzen.

Und Drake. Aber der würde ein Traum bleiben. Er musste ein Traum bleiben.

3

DRAKE

Es war einer der wenigen Abende, die ich nicht im Theater verbrachte, sondern in der Petrow-Villa. Eine Armee der Cateringfirma hatte das Haus heute Morgen gestürmt und für den Abend vorbereitet. Als Gönner des Theaters hatte Petrow die gesamte Crew zu einem Essen eingeladen, um das erfolgreiche Anlaufen des Balletts zu feiern.

Ich versuchte zwischen Blumengestecken und Kellnern den Überblick als Sicherheitschef zu behalten. Ein Mann wie Wladimir Petrow war stän-

dig im Visier konkurrierender Mafiabosse, weshalb Grundstück und Villa streng bewacht wurden.

Nach einem Blick auf die Uhr funkte ich dem Chef der Hundestaffel: »Boris, bei euch alles klar?«

»*Alles klar. Nichts Ungewöhnliches.*«

»Ihr lasst keinen rein, der nicht auf der Liste steht, verstanden? Keine Ausnahmen!«

»*Verstanden.*«

Ich schaltete ab, das Headset war in meinen dunklen Haaren fast unsichtbar, so war ich jederzeit erreichbar, falls etwas passieren sollte.

Misstrauisch beobachtete ich die Mitarbeiter des Cateringservice, tatierte jeden von ihnen ausgiebig. Trug einer von ihnen eine Waffe unter den Klamotten? Machte einer verdächtige Bewegungen oder sah er sich verstohlen um? Es wäre ein Leichtes, jetzt unbemerkt etwas unters Essen zu mischen.

In meiner Rolle aufzugehen lenkte mich wenigstens für kurze Zeit ab von dem Beben, das mein Inneres erschütterte. Einen Abend lang in Nikolajs Nähe zu sein, machte mich gleichzeitig glücklich und stürzte mich in einen Abgrund. Normalerweise fiel es mir leicht, meine Gefühle zu verstecken, aber bei diesem Mann wollte ich am liebsten alle Zweifel über Bord werfen und ihn in meine Arme ziehen. Doch was sollte er mit einem kaputten Typen wie mir? Einem Typen, der jeden Moment in eine Schießerei geraten konnte? Einem Typen, der andere Leute getötet hatte, um die Illusion perfekt zu machen?

Natürlich hatte Wladimir von meiner Ausbildung beim SWAT-Team erfahren. Ein Mann wie er bekam jede Information, die er wollte. Doch er hatte nur die halbe Wahrheit erfahren. Nämlich, dass ich aus persönlichen Gründen ausgeschieden war. Mein neuer Boss hatte nie danach gefragt. Aber ich wusste, dass die ersten Aufträge ein Test für mich gewesen waren. Wenn etwas schief gegangen wäre, hätte ich schneller eine Kugel in der Brust gehabt, als ich bis drei zählen konnte.

»Ist alles bereit für heute Abend?« Petrow hatte sich schon in seine Abendgarderobe geschmissen und lächelte mich an.

»Ein Hochsicherheitstrakt ist ein Scheiß gegen das hier«, erwiderte ich. »Niemand kommt rein oder raus, wenn wir es nicht wollen.«

»Ach Drake. Wenn ich dich nicht hätte, ich würde keine Nacht mehr ruhig schlafen.«

Oh ja, wieg dich ruhig in Sicherheit! In dem Moment, in dem du dich am sichersten fühlst, wird dir all das um die Ohren fliegen, dafür Sorge ich!

»Ich mache nur meinen Job«, sagte ich neutral. Niemals würde ich Petrow spüren lassen, wie sehr ich ihn verabscheute.

»Die ersten Gäste kommen«, informierte mich Boris über das Head-Set.

»Es geht los Mr. Petrow.« Mein Herz klopfte jetzt schon zum Zerspringen.

Wie es sich für einen guten Bodyguard gehörte, blieb ich beinahe unsichtbar zwischen den Gästen. Ein Attentat auf Petrow schien mir noch unwahrscheinlicher als zuvor. Ich konnte nichts dafür, dass ich Nikolaj nicht aus den Augen lassen konnte. Wie immer sah er blendend aus. Das erste Mal sah ich ihn überhaupt ganz bekleidet und zu wissen, was unter den Stoffschichten verborgen lag, machte mich an. Nur mühsam konnte ich meinen Atem unter Kontrolle halten. Allerdings wirkte Nikolaj etwas neben der Spur, richtiggehend abwesend. Wohl fühlte er sich hier jedenfalls nicht, ständig knetete er seine Finger, biss sich auf die Lippen. Gerne wäre ich zu ihm gegangen und hätte ihn ein wenig aufgemuntert, aber als Angestellter musste ich mich natürlich zurückhalten. So konnte ich Nikolajs Leiden nur stumm beobachten, bis mir selbst das Herz ganz schwer wurde.

Als das Essen aufgetragen wurde, zog ich mich aus dem großen Saal zurück in die Eingangshalle. Um Petrow musste ich mir keine Sorgen machen, zwei der vermeintlichen Kellner waren Mitglieder meines Sicherheitsteams. Ich funkte meine Außenmänner routinemäßig an, doch auch auf dem Gelände war alles ruhig.

Ich nahm meinen Rundgang durch die riesige Villa auf. Die unzähligen Salons, Schlafzimmer und Bäder boten genügend Verstecke für jemanden, der einen Anschlag auf Petrow verüben wollte. Ich würde nicht zulassen, dass mir das Vergnügen, Wladimir Petrow hinter Gittern zu sehen, genommen wurde. Wie zu Erwarteten war, gab es auch hier nichts Besonderes. Heute waren eben keine Geschäftspartner zu Gast, sondern nur eine Truppe harmloser Tänzer.

Außer dem einen Mann, der nur mir gefährlich werden konnte, weil er mich mit seinem Blick verzaubert hatte.

Gerade kam ich aus einem der Zimmer, als ich im Augenwinkel eine der anderen Türen zuschnappen sah. Sofort war ich alarmiert und griff nach meiner Waffe. Im ersten Moment wollte ich sofort Unterstützung

anfordern, doch ich überlegte es mir anders. Vielleicht war es auch wieder nur eine der fünf Katzen von Petrow. Wäre schließlich nicht das erste Mal gewesen.

Vorsichtig drückte ich die Klinke der Tür hinunter und schob sie langsam auf. Alles war dunkel, bis auf den Lichtstrahl, der vom Gang hineinschien. Am Fenster stand jemand.

»Umdrehen! Sofort! Mr. Petrow schätzt es nicht, wenn jemand in seinen privaten Räumen herumschnüffelt! Und bitte erzählen Sie mir nicht, Sie hätten nur das Bad gesucht ...«

In dem Moment, als ich das Licht anstellte, wandte sich die Person zu mir um. Ich erstarrte.

Es war Nikolaj!

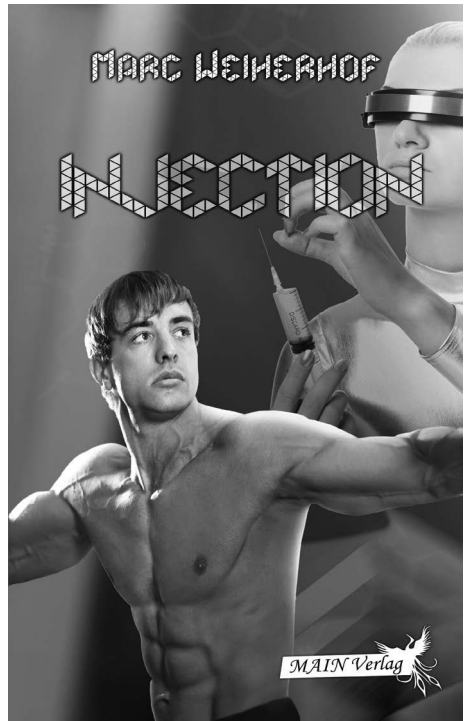
Marc Weiherhof

ISBN: 978-3-95949-033-7

320 Seiten

eBook 6,99 EUR

Print 14,90 EUR



Doktor Korvin Lindner bietet sich die größte Chance seines bisherigen Lebens: Er erhält das seltene Privileg, im Swiss Biobank Laboratory an einem Heilmittel zu forschen. Die Bioterrorismus-Organisation egO hat es auf diese Forschung abgesehen. Korvin, sein Ehemann und ihr Sohn geraten ins Visier dieser skrupellosen Menschen – sie werden zu Schachfiguren in egOs perfidem Spiel um Macht, Geld und Rache. Um ihr Ziel zu erreichen, spritzen die Terroristen Korvins kleinem Sohn das tödliche Virus. Ein unbarmherziger Wettlauf gegen die Zeit beginnt ...

Wird es Korvin gelingen, die Bioterroristen aufzuhalten und seinen Sohn zu retten? Und: Übersteht seine Beziehung die schwere Belastungsprobe?

Leseprobe

INJECTION

PROLOG: ENTFÜHRT

»Nein! Bitte! Lassen Sie meinen Jungen da raus. Er hat nichts damit zu tun. Hören Sie?! Ich werde Ihnen das ... das Heilmittel besorgen. Ich tue alles. Aber bitte, lassen Sie Elija gehen«, schluchzt Korvin Lindner verzweifelt, mit einem angstvoll verzerrten Gesicht. Seine Stimme bebt vor Aufregung und purer Verzweiflung. Neben ihm steht mit zitterigen Knien sein Lebenspartner und Ehemann Niclas.

»Lassen Sie ihn gehen, er ist noch ein Kind. Bitte?«, bettelt nun Niclas um die Freilassung seines Adoptivsohnes. »Er hat Ihnen nichts getan. Lassen Sie ihn los!«, versucht er das Gegenüber zu überzeugen. Das Gesicht des Knaben zu sehen, wie er weint und sein kleiner Körper vor Angst bebt, zerreißt ihn beinahe. Als Reaktion auf das Flehen der Eltern, lacht der Entführer.

Laut. Hämisch. Gemein.

Das Lachen überschlägt sich in den Weiten der menschenleeren Tiefgarage des frisch eröffneten Prime Tower in Zürich. Das Bürogebäude steht leer. In zwei Wochen beziehen die Firmen ihre frischgemieteten Flächen. Der Entführer ist groß und kräftig. Er hat viele Narben im Gesicht, trägt einen gepflegten Dreitagebart und lächelt mit ekelhafter Selbstgefälligkeit. Seine frostigen Augen strahlen unterschwellig aus, dass er vor nichts zurückschreckt. Er wird bekommen, was er will. Sein anthrazitfarbener Seidenanzug schimmert im sterilen Licht der Leuchtstoffröhren. Er strahlt eine Aura der vollkommenen Überlegenheit aus.

»Ach, Doktor Lindner. Sie und Ihr Ehemann – nennt man das heutzutage so, wenn zwei männliche Homosapiens eine Art wiedernatürliche Lebensgemeinschaft eingehen? Egal – Sie und Ihr Partner tun mir leid«, sagt der Entführer mit geheuchelter Freundlichkeit. Sein russischer Akzent ist kaum noch vernehmbar, zugleich so präsent. »Hätten Sie doch nur mit unserem Mann kooperiert, so wie es geplant war, dann stünden wir jetzt nicht hier und müssten Ihren Knaben bedrohen. Diese Komplikationen hätten verhindert werden können«, säuselt er.

Seine Augen flackern auf. Er genießt es, wie die Männer vor ihm kriechen, sich winden – wie Fische an einem Haken. »Der kleine Mann hier«,

fährt der Gewalttäter fort, während er Elija über die Haare und Wangen streicht, »ist äußerst knuffig. Da haben Sie gute Arbeit geleistet, Doktor. Er ist doch von Ihnen, oder?«, will er in aller Gelassenheit wissen. Der Knabe zuckt angeekelt weg. Korvin schließt flehend die Augen, holt tief Luft und sagt gespielt ruhig: »Ja ... ja, ist er. Bitte, lassen Sie ihn frei. Ich gebe Ihnen alles, was Sie wollen. Ich besorge Ihnen eine Probe der Arznei.«

Der Griff des Mannes an Elija Lindners Arm wird fester. Überdeutlich sind die hellen Stellen an der zarten Haut des Jungen zu sehen, wo der Kriminelle zudrückt und sich die Fingerkuppen in Elijas Fleisch bohren. Der Junge schreit auf und will sich befreien. Er schlägt mit seinen Armen um sich. Der Entführer verhindert, dass Elija entwischt. Eisern hält er den Jungen an Ort und Stelle.

»Erzählen Sie mir, Doc, wie sich seine Zeugung zugetragen hat. Haben Sie sich zu Beginn Ihrer sexuellen Reife den Regeln der Natur gebeugt? Oder haben Sie schon immer den evolutionären Richtlinien entsagt? Etwa Leihmutterschaft?«, mutmaßt der Psychopath, während er sich über die Lippen leckt.

»Das geht Sie einen feuchten Scheißdreck an!«, platzt es aus Korvin heraus. Sein Wut- und Paniklevel steigt unaufhörlich. Der Gewalttäter beobachtet mit Genugtuung, wie Korvin immer aggressiver wird. Von Panik dirigiert. Amüsiert verfolgt er die sichtbare Veränderung der Männer.

»Beantworten Sie die Frage!«, donnert die rauchige Stimme des Mannes um die Säulen der Tiefgarage, bevor sie sich schallend überschlägt und zurückhällt. Elija schreit und will sich erneut losreißen.

Hilf mir!

Hilf mir, Papa!

Mit einem gezielten Schlag in den Nacken setzt der Entführer den Jungen außer Gefecht. Korvin und Niclas zucken zusammen, müssen zusehen, wie Elija bewusstlos zusammenbricht. Wie eine Puppe baumelt der Kleine neben dem Entführer, der ihn am T-Shirt festhält. »Die Frage, Doktor!«, brüllt der Entführer.

»Nein. S-seine Mutter wusste, dass ... dass ich homosexuell bin und hat eingewilligt, das Sorgerecht an Niclas abzutreten! Damit hat sie uns eine gemeinsame Familie geschenkt. Künstliche Befruchtung. Beantwortet das Ihre ... Ihre Frage? Lassen Sie Elija jetzt frei?«

Seufzend schüttelt der Kidnapper den Kopf.

Korvin hasst alles an diesem Mann, seine großgewachsene, kräftige Statur, seine perfide Art, sein kantiges Gesicht, seine Überheblichkeit, die gebildete Ausdrucksweise, den teuren Anzug. Er will ihn töten, weil er Hand an seinen Jungen legt, ihn berührt und bedroht. Und doch darf er Elija nicht gefährden, indem er eine unüberlegte Bewegung macht. Korvin ist Wissenschaftler, ein Reagenzglasschnüffler, ein Zentrifugen-Statist. Er hätte nicht die Kraft und die Agilität, Elija zu befreien. Schon gar nicht aus den Fängen dieses kranken, unberechenbaren Psychopathen.

Korvins Oberlippe bebt vor Wut, seine Augen sind zusammengezogen, nervöse Zuckungen durchfluten seinen Körper, jeder Muskel bis zum Äußersten gespannt.

»Darf ich einen Vorschlag machen?«, durchdringt die Stimme des Kriminellen die brodelnde Stille. Ohne eine Antwort abzuwarten, fährt er fort: »Sie werden mir die Forschungsdaten und eine getestete sowie funktionsfähige Probe des Heilmittels besorgen. Die Kopien auf der Serverlandschaft des Instituts werden gelöscht, die restlichen Proben zerstört. Als Gegenleistung, bekommen Sie Ihren Sonnenschein zurück. Unverletzt, wohlauf und gefräßig, versteht sich. Wie klingt das in Ihren Ohren, Doc? Akzeptabel?«

»Sie sind ja verrückt! Auf keinen Fall werde ich alle Forschungsergebnisse vernichten und Ihnen den einzig verbleibenden Bausatz des Antidots aushändigen! Diese Forschung wird Millionen von Menschen vor einem grausamen Schicksal bewahren und das können Sie nicht für sich allein beanspruchen! Sie werden ganze Staaten erpressen. Selbstverständlich wird jeder Patient bezahlen, was Sie verlangen! Das grenzt an ... an ... Bioterrorismus! Es muss noch eine andere Lösung geben!«

»Das sind meine bescheidenen Bedingungen. Ich fürchte, sie sind nicht verhandelbar«, zischt der Entführer zwischen den Zähnen hervor. Er legt die freie Hand auf seine Brust und fährt fort: »Aus tiefstem Herzen rate ich Ihnen, zu kooperieren.«

»Das ist unmöglich! Selbst, wenn ich wollte. Wie kriege ich die Ampulle mit dem Heilmittel aus dem Labor? Die Institution gleicht einem verdammten Hochsicherheitsgefängnis! Überall gibt es Sensoren, Partikelfilter und Kameras. Ich kann das Antidot nicht rausschaffen! Keine Chance!«

»Ach, Doc. Warum machen Sie es mir so schwer? Ich bin überzeugt davon, dass es einen Ausweg gibt, den Sie finden werden. Die Zeit wird

langsam knapp. Steht unsere Abmachung?!«, presst der Entführer hervor. Zornesfalten bilden sich zwischen seinen Augenbrauen. Korvin weiß genau, dass er nicht erfüllen kann, was der Mann fordert und doch muss er es ihm versprechen, um seinem Jungen das Leben zu retten.

Eine aussichtslose Situation.

Wimmernd kommt Elija wieder zu sich. Er ist sich der Gefahr, in der er schwebt, sofort wieder bewusst. »Ich bedaure zutiefst, dass wir zu diesem Zeitpunkt keine einvernehmliche Übereinkunft erzielen können. Was folgt, wird Ihnen missfallen«, erklärt der Kriminelle seelenruhig. »Aber ich denke, dass wir den Einsatz erhöhen müssen, um Sie für die Sache zu gewinnen, Doc.« Blitzschnell zieht er einen Injektions-Pen aus der Hose und drückt ihn an Elijas Halsschlagader. Der Pen ist silbern, sieht modern aus. In der Mitte ist eine Ampulle mit einer klaren Flüssigkeit sichtbar.

Die Panik des Jungen aktiviert seine ureigenen Instinkte. Die Luft wird getüncht von einem beißend säuerlichen Geruch. Der Urin bildet einen dunklen und feuchten Kontrast zum Rest der hellblauen Hose. Das warme Nass bahnt sich seinen Weg über das linke Hosenbein und verteilt sich über kühlen Beton. Das bleibt auch dem Erpresser nicht verborgen. Grinsend sucht er den Blickkontakt zu Korvin und Niclas, um deren blankes Entsetzen in sich aufzusaugen, sich daran zu laben. Ein beinahe unsichtbares Lächeln huscht über das gepflegte Gesicht des Mannes.

Die Narbe an seinem Kinn zuckt verdächtig.

Ohne zu zögern, spritzt der Mann die Flüssigkeit in den Blutkreislauf des fünfjährigen Kindes. Mit hektischen Pupillen verfolgt Korvin, wie der Inhalt der Spritze im Hals seines Sohnes verschwindet. Diese wenigen Sekundenbruchteile entwickeln sich für Korvin zu Minuten, zu ganzen Tagen. Eine unheimlich langedauernde Ewigkeit voller Panik und Entsetzen.

»Neeiiiiin!«, brüllt er verzweifelt und wütend, während sich Niclas fest an Korvins Arm klammert, seine Nähe sucht. Der Entführer entfernt den entleerten Pen vom Hals des Jungen und wirft ihn vor Korvins Füße. Dieser blickt auf den Hals seines Sohnes und die Spritze. Darin war ein Mittel, das seinen Sohn mit hundertprozentiger Sicherheit krank machen wird! Die Einstichstelle wird von einem überdeutlichen, kreisrunden Abdruck begrenzt.

Feuerrot leuchtet dort die irritierte Haut.

Augenblicklich sackt Elija in sich zusammen. Es ist, als ob sämtliche Kraft aus seinem kleinen Körper gewichen ist. Ein Häufchen Elend. Wie

einen Mehlsack schwingt der Entführer den Knaben über seine Schulter und hält ihn dort fest.

»Wie konnten Sie das tun? Was war in dieser Ampulle?! Sagen Sie mir, verdammt nochmal, was Sie ihm gespritzt haben!«

»Ist das so schwer zu erraten? Sie sind doch ein Doktor der Wissenschaft. Ein Genie mit fotografischem Gedächtnis. Ich habe ihm logischerweise das Virus gespritzt, nach dessen Heilmittel es mich dürstet. Eine mutierte, weiterentwickelte Form davon. Tödlich innerhalb von 48 Stunden. Die Inkubationszeit beträgt 24 Stunden. Dann geht alles sehr schnell. Sämtliche bekannten Symptome brechen innerhalb weniger Stunden aus, zerstören das Immunsystem und beginnen die inneren Organe anzugreifen und zu zerfressen. Nekrose. Nach weiteren 24 Stunden tritt der Tod ein. Schmerzhaft, grausam und ohne Chancen auf Rekonvaleszenz. Ach nein, das stimmt nicht. Sie können Ihrem Sonnenscheinchen Heilung verschaffen! Sie, Doktor Korvin Lindner, Sie haben die Wahl: Entweder stirbt Ihr Sohn einen grausamen Tod – den er nicht verdient hat – oder Sie verabreichen ihm rechtzeitig das besagte Antidot und übergeben mir die Dokumentation. Ihre Entscheidung!«, entgegnet der Verbrecher kaltschnäuzig.

»Sie verfolgen einen grausamen Plan und nehmen keine Rücksicht auf Verluste. Sie machen nicht einmal Halt vor einem unschuldigen Kind. Ich verabscheue Sie!«, speit Niclas.

»Ach, jetzt meldet sich der Ehemann zu Wort. Süß. Das alles geht Ihnen nicht so nahe, wie Ihrem Kory, oder? Elija ist ja auch nicht Ihr leiblicher Sohn ... darum wohl diese gefasste Gleichgültigkeit. Sie sind ja nur der Stiefvater.«

»Fick dich! Fick dich, du Arschloch, du abscheuliche Bestie!«, platzt es aus Niclas heraus. Tränen strömen über seine erhitzten Wangen. Er will auf den Mann losstürmen, doch Korvin hält ihn zurück. Der Entführer schmunzelt, sein Auge zuckt vor Belustigung. Die Lindners sind gute Laborratten.

»Besorgen Sie mir die Unterlagen und Ihrem Sohn das Heilmittel. Sie haben jetzt noch exakt«, der Entführer sieht auf seine teure Armbanduhr, »47 Stunden und 50 Minuten Zeit. Seien Sie pünktlich, sonst stirbt Ihr Elija einen schrecklichen Tod«, zischt der Psychopath, als er sich langsam mit Elija zurückzieht. »Besorgen Sie mir das Mittel! Keine Dummheiten. Wir merken es, wenn Sie jemanden im SBL oder bei der Polizei infor-

mieren. Dann bekommen Sie Ihren Sohn feinsäuberlich filetiert und in kleine, handliche Pakete verpackt zurück! Stückchen für Stückchen.« Der Entführer verschwindet im Aufzug der unterirdischen Tiefgarage des Prime Tower. Die Lindners bleiben gelähmt zurück. Auf dem Beton der Parkgarage breitet sich Elias abgekühlter Urin weiter aus. Eine penetrant riechende Lache ist alles, was den Vätern von ihrem Sohn geblieben ist.

Korvin nickt, blickt auf die Uhr, stellt den Timer auf 46 Stunden und sprintet los. Wie Sandkörner rieselt ihm die Zeit durch die Finger. Unaufhaltbar.

Ticktack.

Ticktack.

NEUE HERAUSFORDERUNG

Fünf Monate früher ...

»Halloooo?! Ist jemand Zuhause?«, flötet Korvin Lindner in die vermeintliche Stille seines Hauses. Er hat zusammen mit seinem langjährigen Lebenspartner und Ehemann Niclas dieses schicke Häuschen erstanden. Das Anwesen in einem Berner Außenquartier ist die Erfüllung eines langgehegten Wunschtraums. Das Lorraine-Quartier ist ruhig, gepflegt und viele große Häuser und weitläufige Anwesen säumen die Gegend. Wunderschöne schmiedeeiserne Zäune grenzen die Grundstücke vom Gehweg ab. Eine tolle Gegend, vor allem, um Kinder großzuziehen. Korvin legt seine Aktentasche auf das Sideboard neben den frischen Strauß Blumen und zieht die dunklen Lederschuhe aus. Es ist schön, Zuhause zu sein.

Die Stille ist verdächtig.

Er wird doch nicht schon wieder!, denkt Korvin während er langsam durch den hellen Flur schleicht, um möglichst wenige Geräusche zu fabrizieren. Der naturechte Eichenparkettboden knattert – trotz aller Vorsicht – und verrät den wachsamen Ohren von Korvins lauerndem Sohn dessen Aufenthaltsort.

»Niclas? Elia? Wo seid ihr?«, plärrt Korvin durch die Stille. Er horcht ins Innere des Hauses hinein.

Nichts.

Aufmerksam schleicht er weiter. Als er um die Ecke in den Wohnbereich einbiegt, wird er von der Seite angesprungen.

»Hab dich. Hab dich, Papa, hab dich!«, kreischt Elija wie am Spieß, während er sich an Korvins Bein schlingt und ihn fest drückt. Erschrocken macht Korvins Herz einen Satz. Trotz Erwartung der baldigen Attacke, ist es ein Schock, wenn man überrumpelt wird. Der Junge liebt Versteckspiele.

»Hallo mein Kleiner. Komm mal hoch«, brummt er, als er den Jungen an sich presst und auf den Arm nimmt. »Du wirst von Tag zu Tag schwerer. Hast mich erwischt, was?«, will Korvin wissen, als er den Jungen am Bauch kitzelt und ihm damit ein hochtoniges Kichern entlockt. Der Kleine nickt eifrig. »Geht's dir gut, Eli?«

»Jaaaaa ... alles gut ... Schön, dass du da bist, Papa. Wie war dein Tag?«, will der kleine Zappelphilipp wissen.

»Ich wurde heute zum Chef zitiert ... er hat mir ein Jobangebot unterbreitet.«

»Was ist zitiert?«

»Mein Chef wollte mich sehen und hat mich zu sich rufen lassen«, erklärt er die – für den Jungen – unverständliche Wortwahl. Er presst dem Knaben ein Küsschen auf die Wange und stellt ihn auf den Boden. Es gelingt ihm gerade noch, dem Jungen einen liebevollen Klaps auf den Hintern zu geben, bevor der kleine Mann um die nächste Ecke düst.

Versunken ins Spiel.

Ein schmachthafes Lächeln huscht über Korvins Gesicht, als er sich aufrichtet und den Kopf schüttelt. Am Türrahmen zur Küche lehnt Niclas und sieht dem Treiben freudig zu. Als sich ihre Blicke treffen, breitet sich auf beiden Gesichtern ein Strahlen aus.

»Hey Schatz. Wie war dein Tag Zuhause bei unserem Racker?«

»Gut, er war wie ein Lämmchen, so lieb«, scherzt Niclas mit einem Zwinkern, das er mit einem Augenrollen unterstreicht. Nach einem kurzen Lachen, fährt er fort: »Nein, du kennst ihn ja. Laut, aufgedreht und absolut liebenswert. Wie war das, mit dem Jobangebot?«

»Hast du gelauscht?«, schnalzt Korvin belustigt, als er seinen Ehemann in einen sinnlichen Kuss verwickelt. Er legt seine Hände an den getrimmten Bart seines Lebenspartners und fühlt die weiche Stoppeligkeit. Diese gierigen Berührungen entlocken Niclas ein grollendes Lachen. Noch wäh-

rend die beiden Mäuler fest versiegelt übereinander liegen, nuschelt Korvin: »Willst du jetzt übers Business reden? Ich wüsste da etwas Besseres.«

Korvins Lebenspartner löst sich aus der Zärtlichkeit und flüstert grinsend: »Du bist unverbesserlich. Wann wird dein sexueller Appetit endlich abflauen?«

»Niemals. Ich bin ein schwuler Mann, habe einen geilen Freund und liebe den Sex mit ihm.«

»Ich genieße unsere gemeinsamen Stunden! Aber bevor du deine niederen Triebe befriedigen kannst, wird gegessen! Ich bin seit zwei Stunden in der Küche und bereite das Abendessen vor«, ermahnt Niclas seinen erregten Ehemann. Korvin lässt seinen Blick über den Körper seines Ehemannes gleiten. Er sieht attraktiv aus. Trägt ein weißes T-Shirt, das leicht durchsichtig ist. Eine formbetonte Jeans rundet das Outfit ab. Die Haare hat er nach oben gestylt und frech durchgewuschelt.

»Zwei Stunden für verkohlte Fischstäbchen und eingekochten Reis? Ist das dein Ernst?«, kontert er. Entsetzt dreinschauend gibt ihm Niclas einen Klaps auf den Oberarm.

»Du nimmersatter Frechdachs! Meine Fischstäbchen waren nicht verkohlt! Sie waren nur ... nur ... gutgebräunt. Die waren sehr lecker ... wenn man ... nun ja ... die Kruste etwas abgekratzt hat ... das tut nichts zur Sache!«, gibt er grinsend zurück.

»Du wirst immer besser. Das gibt Eli und mir Hoffnung. Was gibt's heute?«, will Korvin schelmisch zwinkernd wissen.

»Na, das wüsstest du wohl gern? Von mir erfährst du es nicht, sonst kritisierst du mich wieder«, gibt Niclas leicht gekränkt zurück. Korvin kennt seinen Ehemann seit 15 Jahren und weiß, dass dieser nur Spaß macht.

Der Geruch, der aus der Küche kommt, macht Freude auf mehr. Schnell wird der Tisch eingedeckt und Elija zum Abendessen gerufen. Zusammen setzen sich die drei an die runde, hölzerne Tafel und genießen die zubereitete Mahlzeit: Schweinesteak mit Nudeln und Karotten, wobei letztere verkocht sind und das Fleisch leicht verbrannt ist.

»Danke Daddy, du hast gut gekocht«, kichert der kleine Elija, als er die pampigen Nudeln mit viel Ketchup bedeckt und in seinen Schlund stopft.

Die Erwachsenen lachen und ermahnen Elija, nicht so viel auf einmal in den Mund zu stecken.

Universales Thema am Esstisch ist Elias Tag im Kindergarten.

Der Kleine weiß viel zu erzählen und erntet Lacher von seinen Vätern.

Die Kindergartenlehrerin schwärmt von Elija und ist angetan von seiner liebenswerten Art.

»Iss noch ein paar Karotten, Elija. Bitte«, ermahnt Niclas seinen Sohn.

»Ich mag keine Karotten. Die sind eklig«, murrte Elija mit einer Fratze wie drei Tage Regenwetter.

»Wenn du noch fünf Stück isst, darfst du nachher spielen gehen«, versucht es Niclas erneut.

Das funktioniert! Wie von Bienen gestochen, schiebt Elija die fünf vereinbarten Rädchen in seinen Mund, kaut hastig, verzieht das Gesicht, spült alles mit einem großen Schluck Himbeer-Sirup runter und steht auf.

»Fertig!«, triumphiert er, während er seine Zunge herausstreckt.

Erneut lachen beide Männer und nicken ihre Zustimmung. Elija zieht lachend und quiekend davon. Nun sind die Ehemänner unter sich und können über Erwachsenenkram diskutieren. Korvin nimmt Niclas Hand in seine, lächelt ihn an und beginnt vom besagten Jobangebot zu erzählen.

»Kennst du das Swiss Biodiversity Inventory-Projekt?«, will Korvin wissen. Sein Partner überlegt kurz und nickt zögerlich.

»Das ist das schweizerische Artenschutz-Inventar, oder? Dort werden DNS-Proben gesammelt und an Heilmitteln geforscht, nicht wahr?«

Korvin nickt zufrieden.

»Genau. Kurz: SBI-Projekt. Dort werden die Bauanleitungen – als gefrorene Substrate – von Tier, Pflanze und Mensch aufbewahrt. Erklärtes Ziel ist es, die vollständigen Gensequenzen möglichst vieler Lebewesen darin zu speichern. Wenn zum Beispiel gewisse Lebensformen bei einer verheerenden Naturkatastrophe ausgeradiert werden, kann der Planet durch die Wissenschaft neu damit »bevölkert« werden. Die Bauanleitungen sind konserviert und geschützt. Die Wissenschaftler im Institut haben Zugang zu der modernsten technologischen Infrastruktur und betreiben Forschung auf Spitzenniveau.«

»Ein umstrittenes aber auch ambitioniertes Pionier-Projekt, das viel Aufschluss über genetische Krankheiten geliefert hat«, fährt Niclas fort.

»So ist es. Mein Spezialgebiet. Mein Vorgesetzter hat den Auftrag erhalten, mich ins Swiss Biobank Laboratory »auszuleihen«. Ich bekomme aber einen neuen Arbeitsvertrag, somit käme ich endlich aus diesem Loch weg, in dem ich arbeite. Ich könnte meine fachlichen Kompetenzen einbringen und unbekannte Gebiete erforschen. Es ist ein Posten mit viel Verantwortung. Diese Chance bekommt nicht jeder.«

»Wow, Kory, das ist fantastisch. Mein Muster-Molekular-Biologe!« Niclas lächelt geradezu euphorisch, als er seinem Mann über die glatte Wange fährt. »Wann fängst du an?«

»Die wollen mich am Liebsten schon gestern. Wir konnten uns auf zwei Wochen einigen. Das stimmt für meinen bisherigen und den neuen Arbeitgeber. Das heißt, wenn ich zusage! Ich bin noch unschlüssig, ob ich diese Herausforderung annehmen soll. Ich hätte einen längeren Arbeitsweg, müsste jeden Tag ins Berner Oberland pendeln. Dabei wollten wir mehr Zeit mit Elija verbringen. Ich möchte nicht, dass mein Job unser Familienleben beeinträchtigt.«

»Ah, ich verstehe deine Einwände. Ich finde es super lieb, dass du dich um unsere Familie sorgst und dieses Angebot zuerst mit mir besprichst. Aber: Eine solche Chance kommt sicher nicht wieder. Die musst du packen! Wir kommen zurecht. Elija ist morgens im Kindergarten, am Mittag wird er im Kinderhort umsorgt und wir holen ihn am späteren Nachmittag ab. Außerdem bin ich jeden zweiten Tag Zuhause. Das wird schon. Wir haben die Wochenenden zusammen. Wo steht diese Forschungsanstalt – das SBL – überhaupt?« Zwinkernd feixt Korvin: »Das wüsstest du wohl gern?! Leider darf ich es dir nicht verraten. Höchste Sicherheitsstufe. Wenn ich es dir sagen würde, müsste ich dich töten lassen. Aber, wenn es dich beruhigt, ich weiß es selbst noch nicht. Ich weiß nur, dass es im Berner Oberland ist.«

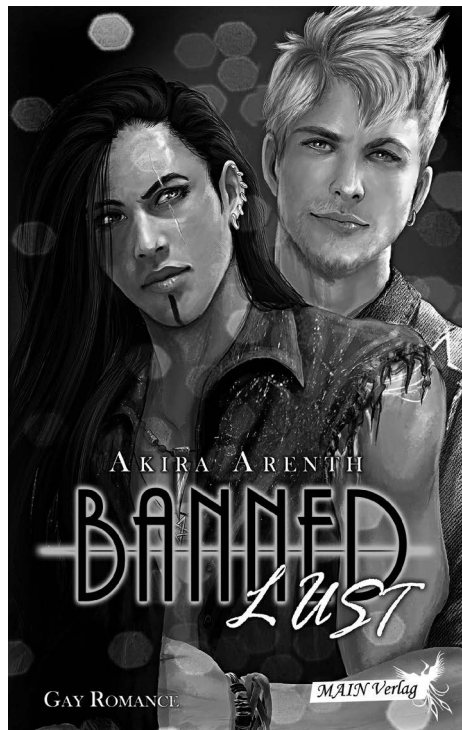
Akira Arenth

ISBN: 978-3-95949-093-1

428 Seiten

eBook 6,99 EUR

Print 16,90 EUR



Rohan und Joshua sind zwei Halbbrüder aus der Unterschicht Berlins. Zwar wachsen sie gemeinsam bei ihrer alkoholsüchtigen Mutter auf, könnten jedoch unterschiedlicher nicht sein.

Josh, der Ältere, ist ein ehrgeiziger, blonder, junger Enthusiast, der dem kulturlosen Elend entfliehen möchte und sich dazu entschließt, ein Medizinstudium zu beginnen.

Roy hingegen, der mit seinen schwarzen Haaren, sowie dem gothic-punkigen Kleidungsstil meist negativ auffällt und eindeutig Indio-Gene in sich trägt, ist nur auf Sex und Krawall aus. Josh versucht seinem über alles geliebten, rebellischen Bruder selbst einige Regeln und Werte beizubringen, doch der kleine Chaot macht es ihm alles andere als leicht.

Als dann noch herauskommt, dass Roy schwul ist und er diese neue Seite vollkommen schamlos auslebt, treibt er den doch eher prüden Josh an den Rand des Wahnsinns. Nur eines kann dieser sich selbst nicht erklären; warum ist er eifersüchtig auf den Lover seines Bruders ...?

LESEPROBE

BANNED
LUST

KAPITEL 1 – VORBILDER

Mit grauenhaftem Ton schrillte die Türklingel durch die Wohnung in einem eintönigen Plattenbau mitten in Berlin. Es war ein trüber Nachmittag Anfang 2001. Draußen waberten Nebelschwaden vor dem wolkenverhangenen Himmel, alles wirkte trist und grau. In der kleinen Wohnung sah es nicht viel besser aus. Zigarettenqualm hing in der Luft, die billigen Möbel aus dem Sozialkaufhaus waren abgenutzt und farblos. Einzig und allein die roten Vorhänge aus transparentem Tüll brachten ein wenig warme Stimmung in das Wohnzimmer.

Wie so oft, saß dort der 17-jährige Joshua auf der schäbigen Couch und lernte. Sein zwei Jahre jüngerer Halbbruder hatte sich wieder einmal in seinem Zimmer verschanzt, aus dem düstere Musik dröhnte. Rohan war gerade in einer furchtbar bockigen Phase, zog sich zurück und zeigte kaum Interesse an seiner Umgebung. Ihre Mutter stand in der Küche, fuchtelte Fliegen verscheuchend mit einer Kippe herum und schmiss alles in den Kochtopf, was im Kühlschrank übrig war. Als es zum dritten Mal schellte, sog sie noch einmal tief den Rauch in ihre Lungen und brüllte dann nach ihrem ältesten Sohn, um die laute Musik zu übertönen.

»Joshua! Mach endlich die scheiß Tür auf!«

Josh knallte knurrend sein Geschichtsbuch auf den Tisch, verfluchte sein Leben und ging zum Eingang, während es das vierte Mal energisch schrillte. Als er die Wohnungstür öffnete, stand vor ihm ein großer Punk. Er war älter als er selbst, allerdings ließ sein Äußeres nicht auf viel Reife schließen. Der junge Mann hatte blau-gelb gefärbte Haare, die ihm wie elektrisiert vom Kopf abstanden. Seine Kleidung war zerrissen und mit Flickern und Nieten übersät. Er war nicht hässlich, aber ungepflegt und stank nach Ratten und Gras. Am liebsten hätte Josh die Tür mit Schwung wieder zugeworfen, doch er blieb freundlich wie immer. Er war selbst ein Punk, aber dieses Bahnhof-Gesocks mochte er nicht.

»Ja, bitte?«, fragte er etwas gereizt.

»Ich will zu Roy!«, kam die knappe Antwort mit kratziger Stimme.

»Warte hier!«, entgegnete Josh, verärgert über diese Unhöflichkeit und knallte die Tür wieder zu.

»Wer war das?«, rief seine Mutter.

Josh blieb an der Küchentür stehen und schaute sie genervt an. Sie sah heute mal wieder furchtbar aus. Die Kleidung hätte viel besser zu einem Teenager gepasst, und das Make-up in vier Lagen machte sie auch nicht jünger. Im Gegenteil, es wirkte lächerlich. Ihre blondierten, dauergewellten Haare, mit den pinkfarbenen Strähnen taten dazu ihr Übriges. Das einzig wirklich Hübsche an ihr waren ihre Stupsnase und die leuchtend grünen Augen.

Josh selbst hatte fransig geschnittene, aschblonde Haare mit blau gefärbten Spitzen. Sie waren zu einem Zopf gebunden, doch die vorderen Strähnen waren zu kurz und hingen ihm deshalb widerspenstig im Gesicht. Er trug eine zerschlissene Jeans, ein Bandshirt und eine abgewetzte Weste, sah also ein wenig abgeranzt aus, war aber sauber. Stil im Stillosen, so nannte er es.

»Ist nur wieder irgendein Kumpel von Roy«, entgegnete er genervt.

Seine Mutter schielte zur Eingangstür. »Oh, ist er hübsch? Hol ihn doch rein!«

Josh ignorierte sie schnaubend, schlurfte zur Tür seines kleinen Bruders und hämmerte dagegen. Als Roy nicht reagierte, riss er sie schließlich einfach auf und stapfte in das nach Räucherstäbchen stinkende Zimmer. Er ging zur Anlage und stellte die Musik ab.

»Ey! Mach das wieder an!«, kam prompt der Protest seines jüngeren Bruders.

Rohan saß zwischen Bergen von Papier, Schnipseln, Büchern und Stiften auf dem Boden und las in einem Buch. Seine langen schwarzen Haare hingen ihm in schweren Wellen bereits bis zur Mitte des Rückens, er trug einen knöchellangen dunklen Kilt und seine Augen waren leicht mit Kajal umrandet. Rohan litt an Iris-Heterochromie, sein linkes Auge war grün, wie die seiner Mutter, das Rechte braun. Zu allem Überfluss hatte er eine Narbe im Gesicht, die jedoch zum Glück schon verblasst war und daher kaum auffiel. Im Gegensatz zu seinem blonden Bruder, mit seinem hellen Teint und den stahlblauen Augen, hatte Rohan eindeutig südamerikanische Einschläge in seinen Genen. Nur die schmale Stupsnase ihrer Mutter hatten sie gemeinsam. Rohans Haut war von Natur aus dunkler als die von Josh, obwohl er sich selten in der Sonne aufhielt, und seine Gesichtszüge wirkten indianisch feminin. Genau wussten beide Halbbrüder nicht, woher ihre äußeren Merkmale kamen, denn sie kannten ihre Väter nicht.

Ihre Samenspende, wie ihre Mutter sie nannte, hatten in ihrem Leben nie eine Rolle gespielt. Joshs Dad verschwand, als dieser noch ein kleiner Junge war, kurz nach Rohans Geburt. Bis zu dem Moment, an dem herauskam, dass seine Mutter mit Rohans Erzeuger fremdgegangen war, lebte Joshs Vater bei ihnen. Doch es war schon zu lange her, als dass Josh sich an Details erinnern konnte. Fragen nach den beiden Vätern ihrer Söhne hatte die Mutter abgeblockt. Nur wenn sie mal wieder völlig betrunken war, plauderte sie ab und zu bruchstückhafte Informationen aus. So hatte Josh erfahren, dass sein Vater ihn sogar mitnehmen wollte, aber seine Mutter hatte das mit Erfolg verhindert, weiß der Teufel warum. Von Rohans Vater hatte sie erzählt, dass er irgendein Herumtreiber war.

Immer wieder schimpfte sie über all die schlechten Angewohnheiten ihrer Väter und dass die Jungs auch vom Aussehen her ganz nach ihren nutzlosen Erzeugern kamen. Oft genug hielt sie ihren Söhnen vor, dass sie die negativen Eigenschaften ihrer Väter geerbt hatten. Vielleicht wollte und konnte sie deshalb keine liebevolle Beziehung zu ihren Söhnen aufbauen.

Vor einigen Jahren hatten die Brüder eine Schachtel mit alten Briefen und einem Tagebuch ihrer Mutter gefunden. Daraus ging hervor, dass Rohans Vater eine eigene Band gehabt haben musste und regelmäßig in einigen Clubs und Bars auftrat. Joshs Vater hingegen hatte Medizin studiert und damals auf eine eigene Praxis hingearbeitet. So übel konnten sie doch also nicht sein? Leider waren statt der Namen nur die Initialen im Tagebuch vermerkt, es gab auch keine anderen persönlichen Daten, die vielleicht zu ihren Vätern geführt hätten. Sogar in ihren Geburtsurkunden stand jeweils nur der Vermerk »Vater unbekannt«. Irgendwann hatten die Brüder es aufgegeben und hörten auf, nach weiteren Informationen zu suchen.

Rohan hatte eigentlich erwartet, dass Josh ihn von dem Moment an hassen würde, als er erfuhr, dass sein Vater im Grunde wegen ihm gegangen war. Doch das tat er nicht. Er gab ihrer Mutter die Schuld und nicht seinem kleinen Bruder. Josh hatte schon als kleines Kind kapiert, dass er sich nicht auf ihre Mutter verlassen konnte. Natürlich hatte er sie trotzdem lieb, aber er bemerkte schnell, dass er sich um das kleine, unschuldige Baby kümmern musste, denn ihre Mutter hatte Rohan noch mehr vernachlässigt als Josh. Sie war von Anfang an mit ständig wechselnden Typen zusammen und zog bis spät nachts durch die Gegend, völlig ignorierend, dass sie ein Baby und ein Kleinkind zu behüten hatte. Das

schweißte die Brüder immer enger zusammen, sie waren viel allein und begriffen, dass sie nur einander hatten.

Josh hatte sich schon als Teenager in den Kopf gesetzt, einmal Arzt zu werden. Das hatte auch damit zu tun, dass sein Vater Medizin studiert hatte. Josh wusste zwar nicht, ob das überhaupt den Tatsachen entsprach, aber es bestärkte ihn in seinem Berufswunsch. Das war der Grund, warum er so fleißig lernte. Ein guter Job bedeutete den Weg raus aus diesem Milieu. Das wünschte er sich für sich selbst und auch für Rohan, doch der machte es ihm nicht gerade einfach, so wie er sich in der letzten Zeit verhielt. Jetzt gerade schien ihm mal wieder alles egal zu sein.

»Wie kannst du bei diesem Licht bloß lesen? Du machst dir noch völlig die Augen kaputt!«, schimpfte Josh fürsorglich.

»Phh. Ich sehe so scharf wie ein Adler! Also was willst du?«

Josh verschränkte die Arme. »Da steht so ein stinkender Penner für dich vor der Tür! Schick ihn weg, wir essen gleich!«

Rohans Augen weiteten sich, dann sprang er beinahe panisch auf und rannte über den Flur zur Wohnungstür. Er öffnete sie hastig und begrüßte den Kerl mit einem stürmischen Kuss auf den Mund.

»Hallo Prinzessin«, meinte der große Punk süffisant grinsend mit seiner rauchigen Stimme.

Josh hatte die Szenerie vom Flur aus beobachtet. Er kochte innerlich, als er sah, wie sein Bruder den älteren Kerl in sein Zimmer zerrte und dort anfang, sich ausgehertigt zu machen. Josh nahm schon eine Weile zähneknirschend hin, dass Rohan seit einigen Monaten seine Grenzen austestete. Er war furchtbar launisch, widersetzte sich allen Regeln und zeigte an ihrem Familienleben keinerlei Interesse. Dass er nun seit kurzer Zeit eine homosexuelle »Phase« an den Tag legte, obwohl er bemerkte, dass er mit diesem Verhalten bei vielen aneckte, wollte Josh nicht in den Kopf. Er akzeptierte es als jugendliche Laune, doch ihm platzte der Kragen, wenn er es auch noch so unter die Nase gerieben bekam.

»Mum! Könntest du Roy bitte verbieten, dass er sich mit solchen Kerlen trifft?«, raunte er seiner Mutter energisch zu, doch diese zuckte nur mit den Schultern, nachdem sie über den Flur einen flüchtigen Blick auf den Punk in Rohans offener Zimmertür geworfen hatte.

»Deine Freunde sehen doch auch nicht anders aus und du übrigens auch nicht. Also ...«

»Aber der Typ ist fast *doppelt* so alt wie er!« Josh stampfte mit dem Fuß

auf. Es bestand ja wohl ein Heidenunterschied zwischen diesem Typen und ihm, aber für seine Mutter waren alle Punks, Gothics, Metaller usw. gleich.

»Josh, hör jetzt auf, mich zu nerven!«, entgegnete sie resignierend. So etwas sagte sie immer, wenn sie keine Lust hatte, über irgendetwas nachzudenken. Am Abend kam ihr Lover vorbei, deshalb war ihr der Gedanke ganz recht, dass ihr jüngster Störenfried außer Haus ging.

Josh protestierte erneut. »Rohan schreibt morgen einen Physiktest, für den er noch nicht eine Sekunde gelernt hat, und es ist bereits 20 Uhr! Er sollte jetzt nicht mehr rausgehen, verdammt!«

Sie missachtete völlig, dass ihr älterer Sohn besser über die schulischen Pflichten ihres Jüngsten Bescheid wusste, als sie selbst und winkte nur mit einem »Sag ihm doch, was du willst« ab. Darauf lief es eigentlich immer hinaus. Josh ging zurück in Rohans Zimmer. Er tippte dem Punk auf die Schulter und bat ihn kurz nach draußen, solange Rohan sich fertigmachte.

»Es tut mir sehr leid, aber ich kann Roy nicht mit dir gehen lassen! Er schreibt morgen einen wichtigen Test und muss noch lernen!« Josh versuchte in Anbetracht seiner körperlichen Unterlegenheit, freundlich und vernünftig auf den großen Kerl vor ihm einzureden.

»Er kann auch bei mir lernen«, entgegnete dieser jedoch nur mit einem selbstgefälligen Grinsen.

Joshs Anspannung stieg. Wie gern hätte er dem Typ eins in die Fresse gegeben, aber wenn ihre Mutter schon kein gutes Vorbild war, wollte er nicht in dieselbe Kerbe hauen.

»Ich glaube, bei dir ist er dann doch zu sehr ... abgelenkt! Außerdem ist Rohan zu jung für dich und schon allein wegen dem Kuss vorhin könnte meine Mutter dich verklagen! Also ist es wohl besser, du verziehst dich!«

Der Punk schaute ihn plötzlich böse an, zog dann die Nase hoch und rotzte auf den Teppich, direkt vor Joshs Füße. Danach drehte er sich ohne ein Wort um und verließ die Wohnung.

»Wie kultiviert«, grummelte Josh, dann ging er zu seinem Halbbruder ins Zimmer zurück, welcher nichts vom Rauswurf seines Lovers mitbekommen hatte und gerade die Schleife des zweiten Stiefels schnürte.

»Die kannst du wieder ausziehen!«

»Wieso?«, fragte Rohan entgeistert.

»Dein Assi hat einen Anruf von seiner Freundin bekommen und ist wieder los.«

»Was?« Rohan war völlig entsetzt.

Josh hasste es zu lügen, aber er wollte noch mit ihm lernen und das konnte er vergessen, wenn er ihm sagte, das er seinen Schwarm gerade rausgeschmissen hatte.

Plötzlich stiegen Tränen in Rohans Augen.

»Aber wir ... er wollte doch ... Maaaaaahann!« Er schmiss sich aufs Bett und fing an zu heulen. Josh konnte sich schon denken, was dieser Typ mit seinem geliebten Bruder vorhatte. Er erschauerte erst und freute sich dann innerlich immer mehr über seinen kleinen Sieg.

»Hey Zombie, nicht weinen. Komm her«, sagte er liebevoll und nahm seinen kleinen Rabauken in den Arm.

Rohan schluchzte und klammerte sich an ihn. Josh streichelte seinen zarten Oberkörper und legte sich mit ihm nach hinten aufs Bett, während er ihn noch immer festhielt. Josh hob Rohans Kopf sanft von seinen Schultern an und schaute ihm in seine von schwarzer Farbe verschmierten Augen.

»Was wolltet ihr denn so Wichtiges machen?«, fragte er, obwohl er sich die Antwort denken konnte.

Rohan errötete und versteckte sein Gesicht wieder an Joshs Hals. »Nichts!«

Josh kicherte. »Und wegen *nichts* weinst du? Ich weiß, dass du kein Unschuldengel bist, also komm schon, mir kannst du es doch sagen. Ich verrate es auch keinem!«

Rohan überlegte kurz, drückte dann seine Nase an Joshs Ohr und flüsterte: »Er wollte mir zeigen, was Rimming ist.«

Josh durchzog ein angeekelter Schauer. Hatte er es doch gewusst! Nein! Das war *schlimmer*, als das, was er sich vorgestellt hatte! Er stützte sich seitlich ab und nahm Rohans Gesicht in die Hände, während er seine Stirn gegen die seines Bruders legte. Er versuchte ganz ruhig und einfühlsam auf ihn einzureden.

»Roy, sei froh, dass er weg ist. Überstürze das nicht, von so einem holst du dir nur alle möglichen Krankheiten. Mach so etwas lieber mit jemanden, den du liebst und bei dem du genau weißt, dass derjenige sich regelmäßig wäscht.«

Rohan wunderte sich, dass Josh nicht sofort auf die Barrikaden ging, wie sonst bei diesem Thema.

»Und wer wäre deiner Meinung nach dann besser geeignet?«, hauchte er ihm verzweifelt zu.

Josh wusste, dass er seinem frühreifen Bruder derartige Gedanken

nicht ausreden konnte, jedoch versuchte er, sie wenigstens in die richtigen Bahnen zu lenken.

»Was ist denn mit der kleinen Stefanie aus deiner Klasse? Oder dieses andere Mädchen, Maria? Bei der warst du doch sogar schon mal zu Hause.«

Rohan setzte sich auf und stöhnte genervt.

»Die sind alle blöd. Sie gackern herum wie die Hühner, wollen mir die Haare flechten und ihr dummes Gehabe geht mir total auf die Nerven. Außerdem sind sie alle viel zu schwammig. Maria hat schon richtige Fettschürzen vorne.«

»Du meinst ihre Brüste?«, fragte Josh lachend dazwischen.

Rohan grinste, machte Würgegeräusche und tat so, als würde er sich den Finger in den Hals stecken. »Bärks. Ja, genau die. Voll eklig.«

Er stützte sich auf und fuhr Josh mit der Hand über seinen flachen Bauch.

»So wie bei dir ist es doch viel schöner. Da ist alles fest und nichts schwabbelt herum. Außerdem riechst du gut und deine Stimme schmerzt nicht in meinen Ohren.«

Josh lächelte geschmeichelt. »Danke für die Blumen, mein Kleiner, aber nicht alle Mädchen sind nervig und kreischen den ganzen Tag herum. Du bist doch noch viel zu jung, um dich festzulegen.«

Rohan setzte ein bockiges Gesicht auf und zog seine Hand zurück.

»Ich kann das nicht mehr hören. Ich bin für nichts mehr zu jung! Erst recht nicht, um zu wissen, was ich gut finde und was nicht! Sag doch einfach, dass du mich nicht mehr magst, wenn ich auf Kerle stehe.«

Josh lachte erneut und zog ihn näher an sich heran. »Ich werde dich *immer* lieben, Zombie, dagegen kannst du überhaupt nichts tun! Dafür bist du viel zu niedlich!« Dabei küsste er seinen Halbbruder auf die Stirn.

Plötzlich keifte ihre Mutter aus der Küche: »Essen ist fertig, kommt her! Joshua, deck den Tisch!«

Josh rappelte sich seufzend auf und wollte gerade gehen, als Rohan ihn festhielt und ihm einen zaghaften Kuss auf die Wange gab. »Danke«, flüsterte er beschämt.

Josh grinste und realisierte wieder einmal, wie sehr er diesen kleinen, chaotischen Fratz liebte.

Das Essen sah aus wie Mülleimer à la carte, dazu köpfte ihre Mutter ihre zweite Flasche Wein an diesem Tag und schaltete eine Talkshow mit dem Thema 'Silikon ist mein Leben' ein.

Rohan stocherte lustlos in der braunen Masse herum und auch Josh war irgendwie der Hunger vergangen. Ihre Mutter schob sich einen Löffel nach dem anderen in den Mund, wobei sie wahrscheinlich so von der Glotze hypnotisiert wurde, dass sie den Geschmack nicht bemerkte. Plötzlich schrillte erneut die Türklingel. Josh befürchtete, dass dieser Punk nicht aufgegeben hatte und stand auf, bevor jemand ihn dazu auffordern konnte. Diesmal war es jedoch ein Mann Ende 50, ein dünner Prolet mit Lederweste und eingefallenen, kleinen Augen.

»Tach' Kleener! Is' Karin da?«, fragte er grinsend.

Josh erwiderte nichts und rief seine Mutter beim Vornamen, denn sie hatte ihnen energisch verboten, sie in Gegenwart anderer Leute mit »Mama« anzureden. Es war erstaunlich, wie schnell sie sich aufrappelte und in ihre blauen Pumps schlüpfte. Während sie die pinkfarbene Kunstlederjacke überzog und nach der gleichfarbigen Lacktasche griff, strahlte sie den Kerl an.

»Lass uns heute mal tanzen gehen, Gerhardt! Die Jungs müssen lernen und brauchen ihre Ruhe.«

Josh schnaufte verächtlich. Wirklich toll, dass sie sich immer nur dann an solche Dinge erinnerte, wenn sie ihren Nutzen daraus ziehen konnte, beispielsweise um vor anderen als tolle Mutter dazustehen.

Doch ihr neuer Typ setzte noch einen drauf: »Was für 'ne fürsorgliche Mama ihr habt und dazu so 'n heißes Gerät. Ihr müsst ja mächtig stolz auf Karin sein!«, sagte er mit einem ekligen Grinsen.

»Ja, total«, entgegnete Josh nur mürrisch.

Karin lachte rau und künstlich, was sich anhörte wie ein Hund, kurz bevor er sich übergibt. Dann verabschiedete sie sich etwas schnippisch und verschwand eilig mit ihrem Begleiter aus der Wohnung.

Als die Tür ins Schloss fiel, räumte Josh den Tisch ab und schmiss die Pampe, die er und Rohan nicht einmal angerührt hatten, in den Abfall. Genervt schaltete er den Fernseher aus, dessen Programm Rohan schon ganz gefangen genommen hatte. »Du verblödest noch vollkommen, wenn du ständig dieses Zeug guckst.«

»Ich glaub', ich lass mir Silikon-Implantate in die Eier machen!«, erwiderte Rohan trocken, dann lachte er jedoch kindlich und steckte damit auch seinen großen Bruder an.

»Super, dann denkt jeder, du hättest entweder einen extremen Samenstau oder Hodenkrebs! Hast du noch Hunger?« Lautes Magenknur-

ren beantwortete wie auf Kommando die Frage. »Wir haben außer Öl und Sekt nichts mehr im Kühlschrank, also werde ich uns was beim Pizza Express bestellen.«

Rohan nickte so heftig mit dem Kopf, dass er sich fast das Genick ausrenkte. Auch wenn Fastfood kein Ersatz für ein vollwertiges Abendbrot war, gab Josh sich heute damit zufrieden.

»Was hältst du davon, wenn wir dabei deine Physiksachen noch mal zusammen durchgehen?«

Rohan verzog angewidert das Gesicht, als hätte er auf eine Zitrone gebissen.

»Nee! Ich mag mir mit dem Scheiß nicht noch mehr den Abend versauen«, maulte er.

Josh hatte gewusst, dass so etwas kommen würde, und war darauf vorbereitet. »Hör zu, wenn du heute mit mir zwei Stunden lernst, hast du danach einen Wunsch frei! Egal was, solange dieser im Rahmen meiner Möglichkeiten bleibt! Also kein Motorrad, oder so etwas!«

Rohan sah aus, als würde er ablehnen wollen, dann jedoch nickte er. »Hmm ... okay!«

Josh lächelte überlegen, endlich hatte er es geschafft! »Super, na dann hol' mal deinen Physikhefter und ich bestelle uns inzwischen was!«

Rohan kramte seine Schulordner und ein schwarzes Schaffell aus dem Zimmer und breitete es vor der Couch aus. Josh setzte sich auf das Fell, lehnte sich an die Couch und nahm Rohan vor sich zwischen seine Beine. Dann umarmte er ihn, legte sein Kinn auf die Schulter des Kleinen und blätterte mit ihm seinen Hefter durch, auf der Suche nach brauchbaren Notizen.

Nach einigen Minuten seufzte er schließlich verzweifelt auf. »Meine Güte, was zur Hölle tust du eigentlich im Unterricht?«

Der Hefter war vollkommen zugemüllt mit losen und zerknitterten Blättern. Überall befanden sich kleine Skizzen an den Rändern, Tintenflecke, oder leere Seiten. Nur zwischendurch stand vereinzelt, einsam und allein ein Satz, den man eventuell mit dem Fach in Verbindung bringen konnte. Zwei Seiten klebten sogar mit Blut zusammen.

»Was hast du denn da gemacht? Nein, ich will es gar nicht wissen. Rutsch nach vorn, ich hole meinen alten Ordner.«

Es war wirklich kaum zu glauben, wie grundverschieden die beiden Brüder waren. Josh hatte seine Hefter aufgehoben und immer fein säu-

berlich alles notiert, was die Lehrer von sich gegeben hatten. Es dauerte nicht lange, bis er das Gesuchte gefunden hatte, und sie fingen an, die alten Notizen miteinander durchzugehen. Nach einer halben Stunde klingelte der Lieferant an der Tür.

Josh öffnete, nahm die Pizza entgegen und meinte nur: »Sie sind drei Minuten zu spät, also ist die Pizza umsonst! Tschau!« Schnell schloss er die Tür wieder und stellte die Klingel aus. So waren er und Rohan schon des Öfteren an ein kostenloses Abendessen gekommen.

Nach einer gefühlten Ewigkeit, in der Josh eigentlich mehr oder weniger seine Notizen vorlas, ohne dass Rohan richtig zuhörte, fing der Kleine an zu quengeln. Die Pizza lag ihm schwer im Magen und machte ihn tierisch müde. Der Stoff langweilte ihn sowieso schon zu Tode, aber ihn auch noch so monoton vorgetragen zu bekommen, motivierte ihn nicht im Geringsten.

»Erfüllst du mir jetzt endlich meinen Wunsch?«

»Die zwei Stunden sind noch nicht um, du kleiner Bastard!«

»Ich verspreche dir, ich bekomme morgen mindestens 'ne Zwei und wenn nicht, werde ich freiwillig drei Tage lernen, ja? Können wir diese Farce jetzt beenden?«

Josh wunderte sich über Rohans plötzlich so gepflegte Ausdrucksweise, aber da er wusste, dass sein Bruder sowieso nicht mehr zuhörte, gab er nach.

»Schön, was willst du?«, fragte er, etwas entnervt über die Sinnlosigkeit seiner Vorlesung.

»Ich will zugucken, wie du dir einen runterholst!«

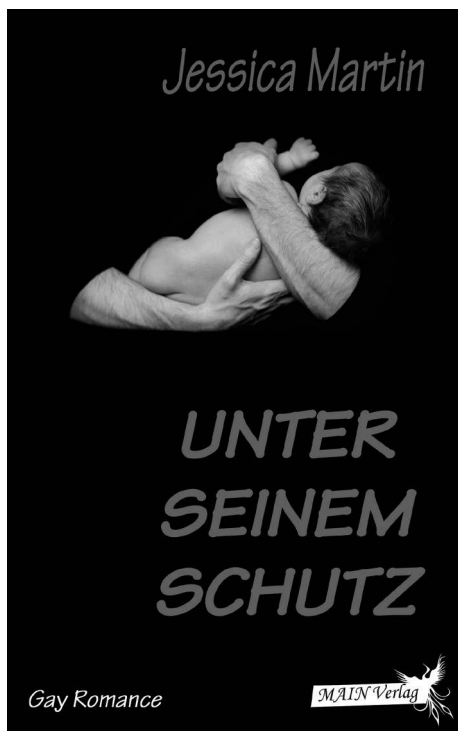
Josh verschluckte sich an seinem Wasser, an dem er gerade nippte und fing an zu husten.

»Was willst du?!«, brachte er beinahe panisch hervor.

»Red' ich chinesisches?«, entgegnete Rohan ungeduldig.

Josh lief rot an. »*Nein!* Nein, das kann ich nicht! Wieso willst du so etwas? Ich bin dein Bruder! Was hast du bloß für kranke Fantasien? Außerdem bist du noch ein halbes Kind, wie kommst du denn nur auf solche Gedanken?«

Gay Romance



Jessica Martin

ISBN: 978-3-95949-082-5

444 Seiten

eBook 6,99 EUR

Print 16,90 EUR

Roman Molter ist Personenschützer wider Willen und dabei, seine Karriere zu beenden, als er ein Angebot erhält, das er nicht ausschlagen kann: Nora Winter bittet ihn, für eine horrend Summe ihren Mann Sam und die noch ungeborene Tochter zu beschützen, sollte ihr jemals etwas zustoßen. Als genau das passiert, tritt Roman seinen Job an.

Sam geht ihm aber bald auf eine Art und Weise nicht mehr aus dem Sinn, die mit seinem Auftrag absolut nicht zusammenpasst.

Wie soll es nun für Roman weitergehen? Und vor allem: wie soll er seinen Vertrag erfüllen? Aber dabei hat auch noch Sam ein Wort mitzureden.

Leseprobe

Unter seinem
Schutz

Prolog

»Habe ich Sie richtig verstanden? Sie wollen, dass ich nach Ihrem Tod auf Ihren Mann aufpasse?«, fragte Roman ungläubig. Das konnte doch nur ein Scherz von der hübschen Brünetten sein, die jedoch eifrig nickend an seinem Schreibtisch saß.

»Genau. Sie werden sein Bodyguard sein und auf ihn und natürlich unsere Tochter aufpassen«, bestätigte sie, während sie ihren flachen Bauch tätschelte.

Roman runzelte die Stirn und schüttelte langsam den Kopf. »Aber Sie sind weder krank, noch haben Sie vor in nächster Zukunft zu ... na ja ... sterben?«, hakte er nach.

Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. »Richtig. Ich will einfach vorsorgen. Ich möchte, dass Sam und unsere Tochter abgesichert sind, sollte mir etwas passieren«, wiederholte sie.

Roman sah sie noch immer ungläubig an. Dann betrachtete er das Foto, das sie ihm über die Schreibtischplatte geschoben hatte. Der Mann auf dem Bild war mehr als attraktiv. Kurze blonde Locken rahmten ein schmales Gesicht mit wohldefinierten Lippen, einer schlanken Nase und stechend grünen Augen ein. Wenn er nicht bereits erfahren hätte, dass er gerade Dreißig geworden war, hätte er ihn sicher ein paar Jahre jünger geschätzt. »Was genau macht Ihr Mann noch mal? Er ist Professor?«

»Ja, er ist Professor an der hiesigen Privatuniversität«, erklärte sie erneut geduldig, wobei sie jedes Wort mit einer Handbewegung unterstrich.

»Und dabei braucht er einen Personenschützer? Ich habe nicht gedacht, dass Professor zu sein ein besonders gefährlicher Job ist«, bemerkte er skeptisch.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Oh nein, das ist er auch nicht.« Sie atmete tief ein und aus, was Roman vermuten ließ, dass sie langsam die Geduld mit ihm verlor. »Hören Sie. Mir wurde versichert, dass Sie der Beste sind. Und ich möchte, dass meine Familie abgesichert ist. Ich bezahle Sie mehr als gut. Alles, was ich verlange, ist, dass Sie, sollte mir etwas zustoßen, auf meine Familie achtgeben«, fügte sie beschwörend hinzu und sah ihn eindringlich an.

Roman wusste nicht, was er davon halten sollte. Es schien tatsächlich ihr Ernst zu sein, jedoch hatte er noch nie ein solches Angebot erhalten. Es wäre ein Vollzeitjob, von dem er nie wissen konnte, wann oder ob er starten würde. Er schüttelte den Kopf.

Nora Winter sah ihn enttäuscht an. »Sie machen es nicht?«, fragte sie stirnrunzelnd.

»Frau Winter, es tut mir leid. Ich müsste jederzeit abrufbereit sein, andere Aufträge abbrechen und Vertragsstrafen riskieren. Das Risiko ist mir zu groß. Außerdem benötigt Ihr Mann eigentlich keinen Personenschutz. Sparen Sie Ihr Geld lieber.« Um sie milde zu stimmen, lächelte Roman sie freundlich an.

Frau Winter reckte trotz ihr Kinn hervor. »Ich stelle Ihnen 2,5 Millionen Euro zur Verfügung. Zusätzlich erhalten Sie 5.000 Euro Aufwandsentschädigung für jeden Monat, den Sie *nicht* gebraucht werden, sobald wir den Vertrag unterschrieben haben«, erklärte sie ernst und starrte ihn durchdringend an.

Roman schnappte nach Luft. »Warum sollten Sie das tun? Warum sollten Sie so viel Geld bezahlen für einen nicht erforderlichen Personenschutz? Ist Ihr Mann nun gefährdet oder nicht?«

»Herr Molter, ich habe Ihnen alles erklärt. Ich möchte einfach, dass meine Familie abgesichert ist. Sichergehen, dass meiner Tochter nichts passieren wird, sollte ihre Mama nicht mehr auf sie aufpassen können. Mein Mann hat keine Feinde, aber wer kann mir garantieren, dass das so bleiben wird? Hören Sie, ich mache Ihnen ein einmaliges Angebot. Alles, was Sie tun müssen ist, im Hintergrund zu bleiben und ein Auge auf die beiden zu haben, solange das Geld dafür reicht«, fasste sie ihr Angebot zusammen.

Roman starrte sie an. »Moment mal, wie meinen Sie das, im Hintergrund? Ihr Mann weiß überhaupt nichts davon? Sie wollen, dass ich ihn ... was? Heimlich beschütze? Bei allem Respekt, Frau Winter, wie stellen Sie sich das vor?«, fragte er ungläubig.

»Ich denke, 2,5 Millionen Euro werden Sie motivieren eine Lösung zu finden!« Sie lächelte.

Roman musste schlucken. Er konnte das Geld durchaus gebrauchen. Und vielleicht brauchte er den Job ja nicht anzutreten. Sie schien bei bester Gesundheit zu sein, war lediglich schwanger. Zusätzlich würde er 5.000 Euro bekommen und brauchte nichts dafür zu tun. Und selbst wenn er

den Job erledigen müsste, schien es nicht wirklich gefährlich zu werden. Mit einem Budget von 2,5 Millionen Euro würde er sich höchstens für drei Jahre an die Familie binden, was noch okay wäre. Er sah sie vorsichtig an. »Wir schließen einen Jahres-Vertrag, der sich stillschweigend immer um ein weiteres Jahr verlängert. Ich kann nicht garantieren ewig als Personenschützer tätig zu sein«, schlug er vor.

Nora klatschte in die Hände.

»Das ist eine wunderbare Idee. Können wir den Vertrag gleich aufsetzen? Ich lasse ihn dann von meinem Anwalt überprüfen und sende den Vertrag im Laufe der Woche zurück«, sagte sie und strahlte.

»Ich habe da noch eine Frage, Frau Winter. Es ist mir unangenehm das anzubringen, aber unter diesen Bedingungen bräuchte ich natürlich einen Nachweis, dass Sie ihren Verpflichtungen auch nachkommen können«, informierte er sie vorsichtig.

Sie nickte eifrig. »Das verstehe ich. Mein Anwalt wird es Ihnen unverzüglich mitteilen, sollte mir etwas zustoßen. Außerdem füge ich dem Vertrag einen Nachweis des Kontos bei, von dem Sie Ihr Gehalt beziehen. Es handelt sich um ein Treuhandkonto. Sie werden, sollten Sie den Job antreten müssen, von meinem Anwalt eine Vollmacht über das Konto bekommen und darüber verfügen können. Ich hoffe, dass Sie verstehen, dass mein Anwalt Ihren Einsatz jederzeit kontrollieren wird, da ich dann ja nicht mehr in der Lage dazu bin.«

Roman musste zugeben, dass er sie mochte. Sie war eine Frau, die wusste, was sie wollte und sie schien es nicht gewohnt zu sein, etwas nicht zu bekommen. Er lächelte sie an. »Natürlich.«

»Eine Frage habe ich noch, Herr Molter«, fügte sie nun scheinbar doch etwas unsicher hinzu.

Er sah sie stirnrunzelnd an und sie schien tatsächlich noch etwas nervöser zu werden. »Fragen Sie!«, forderte er gespannt.

Frau Winter räusperte sich. »Man hat mich informiert, dass Sie ... nun ja ... homosexuell sind. Ist diese Information richtig?«

»Spielt das denn eine Rolle?«, fragte Roman überrascht. Seine sexuelle Neigung war kein Geheimnis, aber es wunderte ihn, dass es ihr so wichtig zu sein schien.

»Eigentlich nicht. Ich ... es interessiert mich einfach«, sagte sie schulterzuckend, doch Roman hatte das Gefühl, dass dies nicht ganz der Wahrheit entsprach.

»Ja, ich bin schwul«, bestätigte er, woraufhin sie sogar irgendwie erleichtert aussah.

»Schön, dass wir uns einigen konnten. Es ist ein gutes Gefühl abgesichert zu sein und meinen Mann in guten Händen zu wissen«, erklärte sie lächelnd.

Kapitel 1

Langsam schob Sam seine Tochter die Straße entlang. Er erspähte denselben schwarzen Audi, den er vor ein paar Tagen bei seiner Runde durch das Viertel bereits schon einmal gesehen hatte. Eigentlich interessierte er sich nicht sonderlich für Autos, doch nun erinnerte er sich, dass sein Nachbar und bester Freund Martin neulich etwas über ein schwarzes, fremdes Auto in der Nachbarschaft erzählt hatte. Entweder schien jemand Neues in dem Haus am Ende der Straße zu wohnen oder er wurde beobachtet. Das Gefühl verfolgte ihn allerdings bereits einige Wochen. Sam beschloss, dem Rätsel auf den Grund zu gehen. Sicherheitshalber schob er den Kinderwagen zum Haus seiner Nachbarn und klingelte.

»Maria, könntest du bitte einen Moment auf Jodi achtgeben, ich hole sie gleich wieder ab. Ich habe nur kurz etwas zu erledigen«, bat er, woraufhin seine Nachbarin ihn anlächelte.

»Natürlich Sam, solange du willst. Martin ist mit den Zwillingen im Garten, ich nehme Jodi mit nach hinten, wenn es dir recht ist«, sagte sie und hob seine Tochter aus dem Wagen. Jodi strahlte sie an, daher nickte er beruhigt. Er war froh, Maria und Martin als Freunde zu haben. Sie waren vor vier Monaten eingezogen und sie hatten sich auf Anhieb verstanden. Sam ging über die Straße und klopfte entschlossen an die Fahrerscheibe. Nach einem kurzen Moment glitt die Scheibe hinunter und zwei strahlend blaue Augen blickten ihm entgegen.

Er räusperte sich. »Entschuldigen Sie bitte, wohnen Sie hier in der Gegend?«, fragte er den Fahrer und sah sich kurz im Auto um. Leere Kaffeebecher und Papiertüten lagen auf dem Beifahrersitz verteilt. Als er den Mann, der in seinem Alter sein musste, wieder ansah, bemerkte er, dass dieser ihn fast schon schockiert anstarrte.

»Ähm ... nein, nicht direkt«, antwortete der fremde Mann schließlich und das Fenster glitt wieder nach oben.

Sam dachte schon, der Fahrer würde ihn ignorieren, doch dann ging die Tür auf und er trat einen Schritt zur Seite. Er betrachtete den Mann. Er trug eine blaue Jeans, ein schwarzes T-Shirt und eine offene schwarze Jacke. Sie waren gleich groß, jedoch hatte der Typ bei Weitem mehr Muskeln als er. Er hatte schwarze, kurze Haare, ein markantes Gesicht und blaue Augen, die ihn noch immer offenbar nervös anstarrten.

Sam starrte zurück. »Warum hungern Sie dann in unserer Nachbarschaft rum?«, fragte er.

Der Typ leckte sich kurz über die Lippen, dann lächelte er ihn plötzlich freundlich an. »Ich ähm ... ich mache hier nur meinen Job«, begann er und hob abwehrend die Arme, so dass seine Jacke den Blick auf seinen schwarzen Pullover frei gab und Sam das Blut in den Adern gefrieren ließ. »Ich bin ...«

»Sind Sie etwa bewaffnet?«, fragte er erschrocken und griff nach seinem Handy, während er rückwärts hinter das Auto stolperte. »Bleiben Sie, wo Sie sind. Ich rufe die Polizei.«

»Das wird nicht nötig sein. Hören Sie, Herr Dr. Winter, ich kann Ihnen alles erklären.«

»Woher kennen Sie meinen Namen?«, fragte Sam panisch und wählte geistesgegenwärtig den Notruf. »Bleiben Sie bloß stehen!« Mit klopfendem Herzen hielt er sich das Handy ans Ohr.

»Sie haben die Notrufnummer gewählt, wie kann ich Ihnen helfen?«, fragte die Stimme am Telefon.

»Weinbergstraße 17, mein Name ist Winter. Vor mir steht ein bewaffneter Mann. Bitte schicken Sie jemanden«, erklärte Sam.

»Gibt es Verletzte? Werden Sie bedroht oder gefangen gehalten?«

»Nein, wir stehen auf offener Straße. Ich bin mir nicht sicher, was hier vor sich geht.«

»Ein Streifenwagen ist unterwegs. Bleiben Sie ruhig. Provozieren Sie den Mann nicht«, wurde er angewiesen. Nicht, dass er etwas in der Art vorgehabt hätte.

»In Ordnung. Wie lange wird es dauern?«, fragte Sam leise, obwohl er sich sicher war, dass der fremde Mann jedes Wort verstehen konnte. Er beobachtete ihn aufmerksam. Es schien keine Gefahr von ihm auszugehen, aber Sam wusste nicht, wie lange er noch ruhig bleiben konnte. Eine

leichte Panik begann sich in ihm auszubreiten. Er war unglaublich froh, dass er Jodi bei Maria und Martin gelassen hatte.

»Die Kollegen sind gleich bei Ihnen«, beruhigte ihn die Frau am Telefon nur wenig.

Kurze Zeit später konnte Sam die Sirene jedoch bereits hören und beobachtete den Fremden. Der schien überhaupt nicht nervös zu werden, im Gegensatz zu ihm.

Die Sekunden schlichen dahin, dann hielt ein Polizeiwagen mit Sirene und Blaulicht neben ihnen. Sam ließ den Mann dennoch nicht aus den Augen, als die Polizisten ausstiegen und auf sie zukamen.

»Guten Tag, die Herren, was geht denn hier vor?«

»Ihre Kollegen sind da. Vielen Dank«, erklärte er der Frau am Telefon und legte auf.

Einer der Polizisten kam zu ihm, der andere ging zu dem fremden Mann. »Haben Sie den Notruf gewählt?«, fragte ihn der Beamte.

»Ja. Der Mann dort, treibt sich seit einiger Zeit in unserer Nachbarschaft rum und er ist bewaffnet«, sagte Sam und zeigte auf ihn.

»Können Sie sich ausweisen?«, fragte der Polizist. Sam zog seinen Geldbeutel aus der Tasche und kramte seinen Ausweis raus.

Der Polizist studierte die kleine Plastikkarte und gab sie ihm dann zurück. Anschließend sah er den fremden Mann an. »Roman?«, fragte er.

»Er steht unter meinem Schutz. Ich habe verdeckt gearbeitet. Er hat mir keine Gelegenheit gegeben alles zu erklären, tut mir leid, Louis. Hier sind die Unterlagen«, erläuterte der mysteriöse Roman.

Sam sah verwirrt von einem zum anderen, während der Polizist einen Umschlag entgegennahm und etwas, das wie ein Vertrag aussah, herauszog.

»Alles in Ordnung«, erklärte der Polizist offenbar zufrieden mit dem, was er gelesen hatte.

Sam sah den Beamten schockiert an. »Was soll das heißen, alles in Ordnung? Nichts ist in Ordnung. Der Typ ist bewaffnet«, rief er. »Moment, was soll das heißen, ich stehe unter Ihrem Schutz? Das ist totaler Blödsinn. Sind Sie geisteskrank und irgendwo ausgebrochen?«, wollte Sam wissen und sah zwischen dem unheimlichen Mann und den Polizisten hin und her.

»Roman, vielleicht solltest du das erklären«, schlug der andere Polizist vor und sah Sam neugierig an.

»Ich bin Roman Molter. Ich bin Ihr Personenschützer. Ihre Frau hat

mich engagiert. Ich musste verdeckt arbeiten, sie hat darauf bestanden«, erklärte der Muskelprotz und hielt ihm die Hand hin.

Sam starrte ihn an. »Das ist der größte Schwachsinn, den ich je gehört habe!« Er wusste nicht, ob er lachen oder einfach weglaufen sollte. Die ganze Situation war völlig absurd.

Der Polizist, dem er sich ausgewiesen hatte, sah von einem zum anderen. Dann hielt er Sam den Vertrag unter die Nase. »Ist das die Unterschrift Ihrer Frau?«, fragte er.

Sam blickte auf das Schriftstück. Er erstarrte und nickte. Es war Noras Unterschrift.

»Sollen wir Ihre Frau anrufen, damit sie dies bestätigen kann?«, fragte der Polizist weiter.

Sam hob langsam den Kopf. In seinen Ohren rauschte es, während er das Gefühl hatte, keine Luft mehr zu bekommen.

~*~

»Das wird nicht möglich sein, Louis«, erklärte Roman. »Seine Frau ist vor elf Monaten gestorben«, fügte er dann leise hinzu.

Sam tat ihm leid. Er war kreidebleich geworden und zitterte. Der Mann sah aus, als würde er gleich umkippen. Schnell ging er einen Schritt auf ihn zu.

»Setzen Sie sich. Kopf zwischen die Knie und tief durchatmen«, forderte er ihn auf und drückte ihn an den Schultern hinunter zur Bordsteinkante. Sein Klient gehorchte und schien, nach einigen tiefen Atemzügen, die Fassung wieder zu gewinnen.

»Danke Louis. Tut mir leid, dass ihr umsonst kommen musstet«, verabschiedete sich Roman von seinen Kollegen. Den Rest musste er wohl allein hinter sich bringen.

»Kein Problem, wir waren sowieso gerade in der Nähe.«

Als der Streifenwagen wieder fuhr, ging er zu Sam zurück. Der stand bereits wieder und sah ihn durchdringend an.

»Woher kannten Sie meine Frau?«, fragte er berechtigterweise.

»Könnten wir das vielleicht bei Ihnen zu Hause besprechen?« Es war definitiv kein Thema, das Roman auf offener Straße diskutieren wollte. Er hatte seit elf Monaten auf diesen Moment gewartet. Es war ein Wunder, dass sein Klient nicht schon vorher etwas bemerkt hatte. Roman war unbehaglich zumute, denn er konnte nur ahnen, was in Sam vor sich ging.

»Sind Sie irre? Ich lasse Sie doch nicht einfach in mein Haus. Können Sie sich überhaupt ausweisen? Dürfen Sie die Waffe tragen? Warum zum Teufel hat Nora Sie engagiert?«, sprudelte es aus Sam heraus.

Roman war froh, dass Sam ihn nicht einfach so ins Haus gelassen hatte. Sicher hatte der Mann keine Feinde, denn die letzten Monate hatten gezeigt, dass absolut kein Grund für seinen Einsatz bestand, aber Vertrag war Vertrag und er musste ihn erfüllen. Und wenn Sam eine gewisse skeptische Grundeinstellung hatte, vereinfachte das seinen Job zusätzlich. Außerdem hatte er eine unglaublich sexy Stimme. Das war das Erste, das ihm aufgefallen war, als Sam ihn vor wenigen Minuten angesprochen hatte.

»Ähm ... okay, der Reihe nach. Vor knapp anderthalb Jahren kam Ihre Frau in mein Büro und hat mich engagiert. Sie hat darauf bestanden, dass ich Sie und Ihre Tochter verdeckt beschütze, sollte ihr jemals etwas zustoßen«, erklärte Roman.

»Vor wem denn?«, wollte Sam ungläubig wissen.

»Das weiß ich nicht. Das wusste sie wohl selbst nicht. Glauben Sie mir, es besteht keinerlei Gefahr für Sie oder Jodi«, versicherte Roman.

»Warum zum Teufel lauern Sie uns dann auf?«

Sam wurde anscheinend wütend. Roman konnte das sogar verstehen. Und verdammt, seine Stimme war sogar noch sexier, wenn er lauter wurde.

»Weil das mein Job ist. Ich lauere Ihnen auch gar nicht auf, ich bin Ihr Personenschützer. Ihre Frau wollte, dass ich verdeckt arbeite, und hat mir, für den Fall, dass Sie dahinter kommen, diesen Brief für Sie hinterlassen.« Er fischte den Umschlag aus seiner Mappe und reichte ihn Sam.

Dieser nahm den Umschlag entgegen und riss ihn vorsichtig auf. Dann las er das Blatt und ließ sich wieder auf die Bordsteinkante fallen. Er war noch blasser als vorher und starrte mit riesigen Augen auf das Papier.

»Atmen Sie!«, wies Roman ihn an und hockte sich neben ihn. Er beobachtete, wie Sam tief ein und aus atmete. Dabei war er ihm so nah, dass er seinen Duft wahrnahm. Er roch nach Pfefferminz, Mann und Aftershave und machte Roman unweigerlich an. Er versuchte, seine Hormone zu ignorieren und half Sam auf. »Bitte, können wir ins Haus gehen?«

Sam nickte und machte sich auf den Weg über die Straße. Roman drückte die Fernbedienung, um das Auto zu verschließen und folgte ihm. Sie gingen durch einen kleinen Flur in die Wohnküche, wo Sam den Brief auf die Theke legte und sich ein Glas aus dem Schrank über der Spüle nahm. Er goss sich Wasser aus dem Hahn ein und trank das Glas leer.

Dann ging er zum Esstisch und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Dabei ließ er Roman nicht aus den Augen.

»Ich will den Vertrag noch mal sehen«, sagte Sam schließlich.

Roman reichte ihm das Schriftstück und wartete, während Sam es las. Dann schnappte dieser nach Luft und blickte auf.

»Zweieinhalb Millionen Euro?« Mit weit aufgerissenen Augen wedelte er mit dem Vertrag.

Roman nickte lediglich. Dass seine Frau den Betrag vorgeschlagen hatte, würde er ihm sicher nicht auf die Nase binden.

»Können Sie sich ausweisen?«, hakte Sam nach, woraufhin Roman ihm seinen Ausweis und gleichzeitig seinen Waffenschein reichte. Sam studierte beides. »Okay, erklären Sie mir das. Sie beobachten mich und meine Tochter seit elf Monaten und ... beschützen uns vor eigentlich niemandem?«

»Ja, hm ... das kann man wohl so zusammenfassen«, stimmte Roman ihm zu. »Und ich bin froh, dass es endlich raus ist. Glauben Sie mir, es ist nicht einfach Sie im Auge zu behalten, wenn Sie davon nichts wissen dürfen.«

Zu seiner Überraschung lachte Sam. »Das glaube ich Ihnen sogar. Vielen Dank, aber wir brauchen Sie nicht länger.«

Roman sah ihn aufmerksam an. »Soll das bedeuten, dass Sie entgegen dem Wunsch Ihrer Frau den Vertrag lösen wollen?«

»Was wäre denn die Alternative? Dass Sie mich gegen meinen Willen beschützen? Vor niemandem? Und dafür soll ich dann auch noch zahlen?«, fragte Sam ungläubig.

»Die Bezahlung ist geregelt, darüber brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen«, versicherte Roman. »Aber alles andere ist richtig. Der Wunsch Ihrer Frau war es, dass ich Sie beschütze. Ich bitte Sie dies bei Ihrer Entscheidung zu bedenken. Sofern Sie mich weiterhin als Personenschützer behalten, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mich zukünftig über Ihre Tagespläne informieren. Ich weiß, dass das vielleicht anfangs unangenehm ist, aber ich bin mir sicher, dass ...«

**Eve Flavian
&
Neela Faye**

ISBN: 978-3-95949-089-4

404 Seiten

eBook 5,99 EUR

Print 14,90 EUR



Eine Insel, sechs Männer, dreimal die große Liebe? Ist doch alles easy?! Oder doch nicht?

Brent und Jo kämpfen mit den Tücken des (Beziehungs)alltags. Moon und Zane müssen klären, ob sie Freunde mit gewissen Vorzügen sind, oder mehr. Keanu will seine 'Blume' retten. Doch will Nate sich überhaupt retten lassen?

Disclaimer: Achtung! Ein bisschen Zucker, ganz viel Liebe und viel Sonne, Wind und Meer. Nicht geeignet für Menschen mit homophoben Tendenzen, Leute, die keine Happy-Ends mögen, und Vampire. Die mögen ja bekanntlich keine Sonne -- Achtung! Kann süchtig machen nach mehr von der Insel ...

LESEPROBE

ALLES EASY?!

ALLES EASY?!

BRENT & JO

Da arbeiten, wo andere Urlaub machen? Nicht ganz einfach, aber für Jo ist genau das die Erfüllung eines lang gehegten Traumes. Der kleine Andenkenladen gehört ihm ganz allein und ist sein Rückzugsort. Eine Oase der Ruhe in dem malerischen Ferienort direkt am Meer. Doch mit der Ruhe ist es schlagartig vorbei, als Brent ins Nachbarhaus zieht. Der sexy Surfer verdreht Jo den Kopf und plötzlich ist nicht mehr alles easy. Oder?

Durch die geöffneten Fenster drangen frische, angenehm kühle Luft und leise Stimmen ins Haus. Obwohl es schon Abend war, liefen noch immer Menschen zum Strand und Familien mit Kindern kehrten vollbepackt mit Taschen und Matten von dort zurück. Ab und an brach ein quengelndes Kleinkind oder eine etwas lautere Diskussion die Ruhe. Doch insgesamt war es friedlich. Jo mochte die gelöste Atmosphäre um diese Zeit, kurz bevor die Sonne im Meer unterging und der kleine Ferienort, in den er sich zurückgezogen hatte, zu schlummern anfang.

Er nahm sich einen Strang Dochtschnüre und ging zu dem eisernen Ständergestell hinüber. Es wurde Zeit, dass er die Rahmen neu bespannte und begann, die nächste Ladung Kerzen zu tunken. Jetzt in den Sommermonaten lief der Laden echt gut und die Touristen rissen ihm die Dinger schier aus den Händen. Wenn er nicht schnell Nachschub produzierte, wären seine Lager bald restlos leer.

Vor über einer Stunde hatte er die Tür hinter dem letzten Kunden geschlossen und sowohl die Abrechnung des heutigen Tages als auch das Aufräumen der Verkaufsräume waren erledigt. Jo gähnte unterdrückt. Er war seit dem frühen Morgen auf den Beinen und mittlerweile hundemüde. Wie üblich war er vor dem Frühstück seine zehn Kilometer über den Strand gejoggt und hatte danach den ganzen Tag im Laden gestanden. Nun musste er noch mindestens eine Ladung Kerzen ziehen, damit diese

über Nacht auskühlen und trocknen konnten. Dabei zog es ihn jetzt schon ins Bett und die Arbeit würde noch mehrere Stunden in Anspruch nehmen. Aber das war ein Preis, den er gerne bereit war zu zahlen. Schließlich hatte er seinen Traum verwirklicht und in dem kleinen Städtchen am Meer seine Ruhe gefunden. In Gedanken versunken nahm er die ersten Baumwollfäden und hakte sie in die dafür vorgesehenen Halterungen des Gestells. Insgesamt musste er sieben dieser kreisrunden Rahmen bestücken, um sie an den »Ständerbaum« zu hängen.

Doch noch bevor er auch nur einen davon fertig hatte, hallten plötzlich wilde Beats durch den Raum und Sekunden später kamen Baustellengeräusche dazu. Jo zuckte kurz zusammen und verzog das Gesicht. Offenbar hatte sein neuer Nachbar beschlossen, ihn wieder zu quälen. Seit anderthalb Wochen ging das schon so und mittlerweile hatte er wirklich genug davon. Der vorherige Hausbesitzer hatte ihn zwar vorgewarnt, dass der neue Eigentümer zuerst renovieren wollte. Doch irgendwann musste der Kerl ja mal fertig sein, oder? Wie sollte er sich denn so konzentrieren? Klar, Kerzen ziehen war keine Arbeit, die hochgradige Aufmerksamkeit erforderte, aber trotzdem! Der Lärm nervte Jo. Schließlich hatte er sich nicht in das kleine Fischerdorf direkt am Meer zurückgezogen, weil er Großstadtlärm um sich haben wollte. Doch genau den veranstaltete der Kerl nebenan.

Jo versuchte tief durchzuatmen und mit seiner Tätigkeit weiterzumachen. Er griff bereits nach dem nächsten Docht, als der Nachbar begann, im Takt mit einem Vorschlaghammer auf die Wand einzudreschen, die seinen Laden von den Räumen des Nachbarn trennte. Fast im Sekundentakt hallten die Donnerschläge zu ihm herüber und er konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Jetzt reichte es ihm. Das war nun wirklich genug! Er hielt diesen Krach nicht mehr aus. Wer auch immer dafür verantwortlich war, konnte sich jetzt warm anziehen. Jo ließ den Docht achtlos fallen und machte sich auf den Weg zum Nachbarhaus.

Die Eingangstür des Nachbarn stand offen. So stürmte er direkt hinein und wollte lospoltern. Doch die Worte der Empörung blieben ihm im Hals stecken und sein Gehirn war wie leer gefegt. In einem der Türrahmen stand ein Mann und war offenbar damit beschäftigt, dem Holz einen neuen Anstrich zu verpassen. Als er Jo bemerkte, drehte er sich zu ihm um und lehnte lässig an dem noch unlackierten Teil des Rahmens. Jo schluckte heftig. Der Kerl sah heiß aus. Schlank, sportlich und sonnengebräunt. Die Haare waren dunkel und ein paar Zentimeter zu lang, sodass

ein paar Strähnen vorwitzig in sein Gesicht fielen. Er trug nur eine abgeschnittene Jeans und ein extrem eng anliegendes Muskelshirt, das mehr von dem geilen Körper zeigte, als es verbarg. Der Mann hatte strahlend blaue Augen und lächelte ihn offen an.

»Alles easy, Buddy?« Er strich sich eine schwarze Strähne aus der Stirn.

»Ähmm, was?« Jo erwachte aus seiner Starre und riss sich zusammen. Ein Ruck ging durch seinen Körper und schlagartig war seine Wut wieder da. »Hören Sie gefälligst mit dem Lärm auf! Es gibt noch Leute, die hier arbeiten wollen.«

»Easy, Buddy, alles easy ... Ich arbeite hier auch, wie du siehst ...«

Der Mann ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

Jo schnaufte, mittlerweile nahm er auch die Hammerschläge wieder wahr, die aus dem hinteren Teil des Ladens zu kommen schienen. »Schön für Sie! Aber ich bin noch nicht schwerhörig im Gegensatz zu Ihnen und ich kann mich so nicht konzentrieren.«

Der andere schlug Jo auf die Schulter. »Komm doch rein, ein kleines Bierchen und dann reden wir in Ruhe ... Die anderen sind sicher auch bald fertig und setzen sich dazu.«

Jo ging einen Schritt rückwärts und blaffte: »Ich will kein Bier, verdammt! Ich will meine Ruhe. Muss noch einiges erledigen heute Abend und dann endlich ins Bett. Also mach gefälligst den Krach aus.«

»Ganz ruhig, Kätzchen. Du hättest mich auch nett bitten können. Aber die Nachtruhe beginnt erst um 22 Uhr 30. Also so in 45 Minuten ungefähr ... und ich werde die Musik vorher nicht leiser machen. Bye!« Er schob Jo zum Eingang hinaus und schlug ihm einfach die Tür vor der Nase zu. Jo schaute die zugeschlagene Tür an und schüttelte irritiert den Kopf. Dann drehte er sich um und stapfte in seinen Laden zurück. Doch an ruhiges Arbeiten war nicht mehr zu denken, zumal der Lärm von nebenan noch lauter wurde. Zumindest kam es ihm so vor.

Wütend und frustriert verhedderte er sich dann auch prompt an den Dochten und knallte das Gestell irgendwann entnervt in die Ecke. Dann musste er die Kerzen eben morgen herstellen, heute fehlte ihm eindeutig die Ruhe dafür. Da es jedoch aussichtslos war, bei dem Krach zu schlafen, beschloss er, einfach noch eine Runde am Strand rennen zu gehen. Das war immer gut zum Abbau von Frust und außerdem konnte er dem Höllenkrach so entkommen. Schnell zog er sich in seiner Wohnung um und machte sich auf den Weg ans Meer. Als er an der noch immer geschlos-

senen Tür des Nachbarn vorbeikam, hämmerte er aus purem Trotz noch ein paar Mal dagegen.

Irgendwann drang eine amüsiert klingende Stimme durchs Holz: »Schätzchen, auch wenn du vielleicht keine Uhr lesen kannst, ich kann es! Und meine sagt mir, dass ich noch knappe zwanzig Minuten habe, bevor die Nachtruhe beginnt.«

Jo verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf. Mit dem Kerl in der Nachbarschaft würde der restliche Sommer bestimmt sehr spaßig werden. Allein bei dem Gedanken wurde ihm übel. Er wollte doch nur in Ruhe sein kleines Geschäft betreiben! Da aber eine weitere Diskussion keinen Sinn machte, lief er los. Schnell erreichte er den Dünenübergang und atmete tief durch. Das Meer hatte ihn schon immer beruhigt und auch dieses Mal trat die erwünschte Wirkung ein. Einen Augenblick lang blieb er stehen und genoss die Aussicht. Dann überquerte er den Sandstreifen und verfiel in sein übliches Jogging-Tempo, als er die Wasserkante erreichte.

Anderthalb Stunden später war er wieder in seiner Wohnung. Der Lauf hatte ihm wirklich gutgetan. Schnell ging er unter die Dusche und schlüpfte dann ins Bett. Doch einschlafen konnte er lange nicht, denn Stimmen, Gelächter und Grillgeruch drangen durch das gekippte Fenster ins Zimmer. Ein Blick bestätigte seine Vermutung. Sein Nachbar und ein paar andere Männer saßen im Garten hinter dem Haus, hatten ein paar Steaks aufs Feuer gelegt, tranken Bier und alberten herum.

In Jo wallte erneuter Ärger auf und er boxte mehrmals in sein Kissen. Am liebsten hätte er das Fenster geschlossen, aber dann wäre es in der kleinen Kammer zu warm gewesen. Er hatte also die Wahl, entweder in der Sauna zu ersticken oder sich der Geräuschkulisse auszusetzen.

Am nächsten Morgen war er wie gerädert und kam kaum hoch. Dennoch absolvierte er seine übliche Runde Frühsport. Als er auf dem Rückweg war, fiel ihm ein Surfer auf, der wild auf den Wellen ritt. Fasziniert schaute er zu und konnte den Blick kaum abwenden. Der Mann hatte eine wahnsinnige Körperbeherrschung. Es sah einfach atemberaubend aus, wie er einen Wellenkamm nach dem nächsten bezwang. Als der Surfer irgendwann an den Strand zurückkam, erkannte Jo ihn. Der Surfer war sein Krach machender, nervenaufreibender Nachbar. Jo rannte los und versuchte, unbemerkt an ihm vorbeizukommen. Doch der Kerl hatte ihn wohl erkannt, denn er hob die Hand und grüßte kurz. Ohne darauf zu reagieren, lief Jo weiter.

In den nächsten Tagen wiederholte sich das Spiel. Abends störte ihn der Lärm, den sein Nachbar veranstaltete, und morgens stand er am Strand und gaffte ihn an. Als ein paar Tage später Windstille herrschte, vermisste er den Anblick des sexy Kerls richtig. Es ging einfach eine merkwürdige Ausstrahlung von ihm aus, der Jo nicht richtig Herr wurde. Einerseits war er davon genervt, er wollte den Idioten nicht toll finden, andererseits konnte er ihn nicht aus seinen Gedanken verbannen. In der vergangenen Nacht war er sogar mit einem nassen Fleck in den Shorts wach geworden. Offenbar hatte er sich im Halbschlaf bei den Gedanken an den Typen einen runtergeholt. Als er kurz nach dem Erguss wach geworden war, hatte er sich regelrecht geschämt. Zum Glück hatte es niemand mitbekommen und er tat alles, um das Erlebte aus seinen Gedanken zu verdrängen. So ganz gelang es ihm nicht.

Brent hob die Hand zum Gruß, doch sein Nachbar wandte sich ab. Wieder einmal. So ging das nun schon seit Tagen. Jeden Morgen nach dem Surfen versuchte er Kontakt zu dem ruhigen Mann aufzunehmen, doch bisher erfolglos.

Selbstredend war ihre erste Kontaktaufnahme nicht gerade gut verlaufen und Brent hatte Jo – zumindest stand dieser Name auf dem Schild von dessen Briefkasten – absichtlich geärgert. Eigentlich hatte er sich gleich am nächsten Tag dafür entschuldigen wollen, aber nachdem sein Nachbar bereits so ablehnend reagiert hatte, hatte er sich irgendwie nicht dazu durchringen können.

Noch in Gedanken versunken, kehrte Brent zu seiner neuen Wohnung zurück, die über den Räumen lag, die er zur Surfschule umgebaut hatte. Der Duft von frischer Farbe und Holz stieg ihm in die Nase und er konnte sich nicht helfen, er musste stolz den Kopf heben. Jahrelang hatte er geschuftet, um die Anzahlung für diesen Kredit zusammenzubekommen, der es ihm nun ermöglicht hatte, diese Haushälfte zu erwerben. Mit drei Jobs war er manchmal am Rande der Erschöpfung gewesen, doch es hatte sich gelohnt. Jobmäßig lief es bisher rund. Anmeldungen für seine Surfschule lagen bereits jetzt vor, noch vor ihrer Eröffnung. Außerdem begann die Urlaubssaison gerade, es gab also jede Menge Möglichkeiten, die Brent zu nutzen gedachte.

Das Leben war perfekt. Fast perfekt, bis auf das riesige Bett, das für

Brent allein viel zu groß war. Und bis auf die Abende, an denen er sich, trotz der Anwesenheit von Freunden, einsam fühlte. Ein paar strahlende Augen und ein sinnlicher Mund tauchten in seinen Gedanken auf. Jo.

Klar, er wusste nicht mit Sicherheit, ob Jo auf Männer stand, aber die Blicke, die er ihm am Abend ihres ersten Treffens zugeworfen hatte, waren doch ziemlich eindeutig gewesen. Er hatte Brent schließlich schier mit den Augen ausgezogen, bevor er ihn wie eine Wildkatze angefaucht hatte.

Vielleicht sollte er ihn einfach zu seiner Einweihungsfeier einladen. Brent wollte nur zu gerne mehr über den Mann mit den blonden Dreadlocks wissen und wenigstens ihren Streit beilegen. Immerhin waren sie trotz allem Nachbarn. Unter dem rauschenden Strahl der Dusche entschied sich Brent, am besten sofort zu ihm zu gehen. Er hasste nichts mehr als unerledigte Dinge.

Nur eine halbe Stunde später stieß Brent die Tür zu Jos kleinem Andenkenladen auf, aber es befand sich niemand im Verkaufsraum. »Hallo? Jemand zu Hause?«, rief Brent und blickte interessiert auf die Auslagen. Keine normalen Souvenirs, wie man sie an jeder Ecke bekam. Selbst gezogene Kerzen. Seltsam geformte Steine mit farbigen Mustern. Schmuck aus Muscheln. Ob er das alles selbst herstellte?

»Moment, ich komme sofort!«, hörte er jetzt eine Stimme aus dem Nebenraum.

Kurze Zeit später tauchte Jo auf, vollbepackt mit zwei Kartons, und sah sich nach dem Kunden um. Er zuckte kaum merklich zusammen, als er Brent erkannte.

»Hey, Buddy, alles klar?« Brent hob die Hand leicht zum Gruß und lächelte offen.

»Hallo ... ähm, klar. Was willst du?« Die Verwirrung war Jo problemlos anzusehen. Er wusste wohl nicht, was er von Brents Auftauchen halten sollte.

»Nun ja, wir hatten da kleine Startprobleme ... Das tut mir leid. Morgen steigt die Einweihungsfeier und ich dachte, wir könnten da das Kriegsbeil begraben ...«, sagte Brent mit freundlichem Blick und hoffte, dass Jo seine ernst gemeinte Zerknirschung zur Kenntnis nahm.

»Ach so. Hmm, okay. Das ist ja schön für dich!« Jo lächelte jetzt zwar ein wenig, doch seine abweisende Haltung war nicht zu übersehen. »Dann besorge ich mir für morgen mal lieber gleich ein paar Ohrstöpsel«, fügte er spitz hinzu.

Doch Brent war nicht der Mann, der sich von so etwas abschrecken ließ. Es musste doch möglich sein, Jo etwas aufzutauen! »Nun sei nicht so ...« Brent lächelte und streckte seine Hand aus. »Gib dir einen kleinen Ruck und komm zur Party!«

Erst nach kurzem Zögern griff Jo nach Brents Hand und schüttelte sie. Für einen Moment erwiderte er Brents Lächeln, doch dann verschloss sich die Miene wieder. Er ließ Brents Hand los, als hätte er sich daran verbrannt. »Nee, ist schon gut. Lass mal. Ich bin nicht so der Typ für Partys und Lärm. Außerdem, was soll ich da? Da kenne ich ja sowieso niemanden.«

»Dann lernst du die Jungs eben kennen ... Und mich kennst du jetzt ja schon.« Der hübsche Mann war schwerer zu knacken, als Brent gedacht hatte. Normalerweise mochten ihn die meisten Leute sofort.

»Ach, ich weiß nicht. Vielleicht schau ich mal für fünf Minuten vorbei.« Es war nicht zu übersehen, dass Jo sich unbehaglich fühlte. Nervös rieb er die Hände an den Oberschenkeln, bis er Brents Blicke bemerkte, die auf ihm lagen. Mit einem Ruck straffte sich Jo und äußerte mit kühlem Blick: »Ich weiß ja nicht, wie es bei dir ist, aber ich muss jetzt arbeiten.«

»Ich würde mich jedenfalls freuen, wenn du kommst, Jo.« Brent legte eine Hand auf Jos Schulter und blickte ihm tief in die Augen.

Jo schaute auf die Hand, nickte langsam und wandte sich dann ein bisschen zur Seite, damit der Blickkontakt riss. Falls ihm die Berührung gefiel oder ihm aufgefallen war, dass Brent seinen Namen kannte, ließ er sich davon jedoch nichts anmerken.

»Einen schönen Tag noch für dich.« Mit leisem Bedauern nahm Brent die Hand von Jos Schulter. Er versuchte noch mal in Jos Gesicht zu sehen, doch dieser hatte sich schon seinen Kartons zugewendet.

Für einen Moment drehte Jo sich noch einmal kurz zu Brent um und sagte dann leise, fast unhörbar: »Für dich auch und danke für die Einladung.«

Als Brent den Laden verließ und die Tür hinter sich schloss, konnte er ein Seufzen nicht unterdrücken. Was war nur los mit diesem Kerl? Zu gerne wollte er den anderen aus seinem Schneckenhaus locken.

Die Party lief schon eine Weile und Brents Freunde waren kräftig am Feiern. Draußen brutzelte der Grill, drinnen war ein Salat- und Nach-

tischbüfett aufgebaut, alle waren gut drauf. Trotzdem fehlte Brent etwas. Schon die ganze Zeit überlegte er, ob er noch mal zu Jo gehen und ihn herüberbitten sollte.

Seine Faszination für den ruhigen Mann war durch ihre letzte Begegnung schließlich eher mehr als weniger geworden. Brent seufzte leise und prostete seinen ausgelassen feiernden Freunden zu.

In diesem Moment klingelte es an der Tür und Brent schreckte auf. Seine Hände wurden plötzlich feucht und das Herz klopfte ihm bis zum Hals, als er dem Besucher aufmachte.

Jo lächelte ihm unsicher entgegen, schielte zur Seite, als wolle er sofort wieder flüchten. Aber er war hier! Brent lächelte breit und versuchte das Herzklopfen irgendwie zu verdrängen.

»Hey, Buddy! Du bist ja doch gekommen! Komm rein!« Er machte eine einladende Bewegung ins Haus.

Für einen Moment sah Jo ihn an und erwiderte das Lächeln.

»Hallo. Ich wollte dir nur kurz zur Eröffnung gratulieren. Alles Gute für dich.« Anstalten hereinzukommen machte Brents Nachbar jedoch nicht, blickte stattdessen auf seine Füße.

»Danke! Nun lass dich nicht zu sehr bitten ... Zeit für einen kleinen Drink wirst du doch haben, oder?«

Brent konnte sehen, wie der schüchterne Mann mit sich rang, sich dann schließlich doch überwand. »Na gut. Aber wirklich nur einen.« Jo machte einen vorsichtigen Schritt auf Brent zu.

Magdalena Fritz

ISBN: 978-3-95949-097-9

276 Seiten

eBook 5,99 EUR

Print 14,90 EUR



Als Star auf der Bühne stehen - das ist der große Traum, an dessen Erfüllung Pramod beharrlich festhält. Auf dem Weg dorthin trifft der Halbin-der den ersten Offizier des Kreuzfahrtschiffes, auf dem er arbeitet, und verfällt ihm. Seine starken Gefühle für den Mann lassen ihm keine andere Wahl, als in dessen Spiel um Dominanz und Unterwerfung einzusteigen. Als Pramod das Schweigen um ein lange gehütetes Geheimnis beendet, kommt es zur Katastrophe. Die Beziehung zerbricht und er droht, sich haltlos in der Dunkelheit zu verlieren. Für Pramod gibt es nur den Einen, der ihn wieder ans Licht holen könnte. Doch wird dieser Mann, der die kalte Ausstrahlung des Mondes besitzt, verzeihen können, und ihm die rettende Hand reichen?

Leseprobe

Mehr als nur ein Spiel

Prolog

17.04.2009

Irgendwo in einem Wald, am Rande eines Nationalparks nördlich von San Francisco, wird die Überraschungsparty zu Pramods 18. Geburtstag stattfinden. Eine Party, zu der der Alte nicht einen einzigen Freund seines Sohnes eingeladen hat. Auch wenn der Halbinde auf nicht viele wirklich gute Freunde zählen kann, würde sein deutscher Vater sich mit keinem von denen abgeben wollen, geschweige denn auch nur einen Cent für sie ausgeben. Schwuchteln und Tunten nennt er die Jungs, mit denen Pramod befreundet ist. Einige von denen sind schwul, genauso wie sein Sohn. Doch bei dem übersieht er es geﬂissentlich, ignoriert es einfach. Olaf Jung vertritt die Meinung, Pramod müsste nur erst die richtige Frau unter sich haben, dann regelt sich das mit dem Schwulsein von allein.

Mit richtiger Frau meint er diese sogenannten Sklavinnen, mit denen er selbst sich umgibt, seit Pramods Mutter vor vier Jahren gestorben war. Sie war auch eine gewesen. Eine Sexsklavin, die dieses Arschloch liebte, ihm hörig und mit ihrem ganzen Sein zu Diensten war.

Als Pramod noch ganz klein war, sah er seinen Vater als echtes Vorbild an. Groß, stark und schön, vergötterte der Junge ihn über alles. Jung erwiderte diese Liebe und las seinem Sohn in den ersten Lebensjahren jeden Wunsch von den Augen ab. Erst als der älter wurde und anfang, über die absonderlichen Verhaltensweisen seiner Mutter nachzudenken, und von seinen Eltern Erklärungen dafür verlangte, änderte sich das Verhältnis zwischen Vater und Sohn. Olaf Jung war nicht gewillt, gegenüber einem Kind Rechenschaft darüber abzulegen, warum dessen Mutter den Vater nicht ansehen oder ansprechen durfte. Er war der Meinung, nicht erklären zu müssen, warum seine Frau manchmal zum Essen neben dem Tisch auf dem Fußboden sitzen musste und warum sie manchmal so viele blaue Flecken am Körper hatte.

Damals fing der Vater an, sein eigenes Kind zu bestechen. Geld für Klavierstunden, Tanz- und Gesangsausbildung gab es nur noch, wenn

der Junge wegsah und kein Wort mehr darüber verlor. Und Pramod war bestechlich, denn diese Gaben für das erkaufte Schweigen waren dem Jungen mittlerweile so wichtig, wie sonst nichts auf der Welt. Er erkannte schnell die Vorteile, wenn er seine Fragen hinunterschluckte, obwohl sie oft genug im Hals stecken blieben und ihn quälten. Ebenso schnell erkannte er, dass die Stunden in der Musikschule Flucht bedeuteten und ihn zusätzlich zum normalen Schulalltag für längere Zeit vom Elternhaus fernhielten.

Wenn sich der Aufenthalt dort nicht vermeiden ließ, beobachtete er das Geschehen aufmerksam. Er verglich sein Familienleben mit dem seiner Freunde und stellte irgendwann fest, dass seine Mutter nicht weniger glücklich war, als andere Mütter. Auch wenn er kein Verständnis dafür aufbringen konnte, dass sie sich alles gefallen ließ, musste er zugeben, dass sie sich in ihrer Rolle als unterdrückte Ehefrau zu gefallen schien. Sie war ausgeglichen, wurde nie laut gegenüber Pramod oder seinem Halbruder Tarun und umsorgte ihre Kinder liebevoll.

Das Vater-Sohn-Verhältnis verschlechterte sich zusehends, nachdem die Mutter gestorben war und der Alte immer öfter fremde Frauen mit nach Hause brachte. Zu oft fanden in der elterlichen Wohnung Orgien statt, für die Pramod seinen Vater verachtete. Selbst die Zuwendung materieller Dinge konnten die Augen des Jungen nicht mehr verschließen.

Er wollte einfach nur noch weg und sehnte den Tag seines 18. Geburtstags herbei. Dann würde er es Tarun gleichtun und seinem Elternhaus für immer den Rücken kehren.

Kurz nach Mitternacht, Pramods Geburtstag ist gerade mal drei Minuten alt, zerrt ihn sein Vater aus dem Bett und aus seinem Zimmer. Etwa zehn ziemlich stark angetrunkene Männer, singen ihm auf dem Flur ein Ständchen und drängen ihn, nur in Shorts bekleidet, in den Keller des Hauses. Dort präsentieren sie ihm drei Frauen, die auf unterschiedlichster Weise gefesselt und geknebelt sind. Panik erfasst Pramod und lässt ihn vor der Ungeheuerlichkeit dieses Anblicks erstarren. Der Vater übergeht bewusst die Abscheu, die sich in dem Gesicht des Jungen widerspiegelt und drückt ihm stattdessen eine Lederpeitsche in die Hand. Er selbst schlägt mit einem Paddel kräftig auf eine der Frauen ein. Ihr unterdrücktes Wimmern lässt Pramods Blut gefrieren.

Fassungslos blickt er seinen Vater an, als dieser ihn auffordert, es ihm

gleich zu tun. Es ist unglaublich, was der von ihm verlangt. Pramod könnte nie einer Fliege etwas zu Leide tun. Lieber würde er sich selbst schlagen lassen, als einem anderen Menschen Schmerzen zuzufügen.

Und das soll sein Geburtstagsgeschenk sein? Pramod weiß nicht, was er sich von der angekündigten Überraschungsparty erhofft hat, doch dass der Alte ihm willige Frauen präsentiert, war das Letzte. So etwas wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Er könnte einfach nur kotzen. Der Junge schmeißt seinem Vater die Peitsche vor die Füße und läuft hinaus. Geradewegs in den Wald hinein, bis zu seinem Lieblingsplatz am See. Obwohl es hier draußen noch empfindlich kalt um diese Jahreszeit ist und er lediglich eine Unterhose trägt, verharrt er mehrere Stunden in seinem Versteck. Absurderweise hofft er darauf, dass sich die verstörende Szenerie, die er im Keller vorgefunden hat, in Luft auflöst.

Durch die Stille des Waldes hört er irgendwann, dass man nach ihm ruft und ihn bittet, nach Hause zu kommen. Anfangs ignoriert er die Rufe noch, doch als die Worte deutlicher werden und er ihnen entnehmen kann, dass etwas Furchtbares passiert sei, verlässt er sein Versteck.

Olaf Jung ist in dieser Nacht ertrunken. Mit der Absicht, seinem Sohn für dessen Undankbarkeit gehörig den Kopf zu waschen, war er ihm wutentbrannt nachgeeilt. Die Polizei wird später in ihrem Bericht vermerken, dass er dabei das Gleichgewicht verloren hatte und über eine hohe Böschung hinab in den See gestürzt war. Aufgrund einer prämortalen Kopfwunde ging man davon aus, dass er gegen eine herausstehende Wurzel geprallt war, das Bewusstsein verlor und ertrank.

1. Kapitel

18.02.2015

Wenige Minuten muss ich nur noch überstehen, dann kann ich mich endlich an meinen Lieblingsort zurückziehen. Seit gefühlten Stunden schon schleppe ich Unmengen von beladenen Tablett zwischen Bordküche und Restaurant hin und her. Gefüllte Teller in den Speisesaal, leeres Geschirr

zurück, abstellen, Hände waschen und desinfizieren, dann das nächste Tablett mit den ausgewählten Speisen. Nur das Beste für die Gäste auf dem Kreuzfahrtschiff.

Wie ich diese Arbeit hasse. Tag für Tag immer wieder dasselbe. Mittlerweile ist es die 3. Saison, die ich als Laufbursche auf diesem Schiff arbeite. Nur der Lichtblick am Ende des Tunnels lässt mich durchhalten. Wenn alles läuft, wie geplant, wird dieses auch mein letzter Turnus sein. Nur noch wenige Monate, dann beginnt der Rest meines Lebens.

»Pramod, was stehst du hier herum? Geh an die Arbeit!«, schnauzt mich Rico an. Er ist der Kellner, dem ich in diesem Jahr zugewiesen bin. Erschrocken falle in die Wirklichkeit zurück. Es ist mir schon wieder passiert. Immer häufiger erwische ich mich dabei, dass ich mit meinen Gedanken abschweife. Dabei ist es gerade jetzt enorm wichtig, meine Arbeit fehlerfrei und zufriedenstellend zu erledigen. Ich darf mir in diesen letzten Monaten, die ich noch auf dem Schiff bin, keinen Fehler erlauben.

Es ist kurz vor Schichtende und so nach und nach leert sich das Restaurant, als die attraktive Mittvierzigerin von Tisch 38 auf mich zukommt. Ich ahne, was sie von mir will und setze das schönste Lächeln, das ich jemals einstudiert habe, auf.

»Madame, was kann ich für Sie tun?«, frage ich mit einer angedeuteten Verbeugung, so wie es von mir erwartet wird.

»Das weißt du ganz genau«, raunt mir die große Blonde verführerisch zu. Dabei kommt sie so nah an mich heran, dass ich ihren warmen Atem im Gesicht spüre und schiebt mir etwas in den Hosenbund.

»Es ist mein letztes Angebot. Du solltest es nicht ausschlagen.«

Der warnende Unterton ist nicht zu überhören. Mit einem teuflischen Lächeln im Gesicht, macht sie auf dem Absatz kehrt und rauscht davon.

Diskret ziehe ich eine Geldscheinklammer, die mehrere 100 Dollar-Banknoten umschließt, und eine kleine Karte aus der Hose. Es stehen nur eine Kabinennummer und das Wort »Midnight« darauf.

Ich erfasse den Betrag mit einem Blick und kann es kaum glauben. 500 Dollar. Es gab Zeiten in meinem Leben, da hätte ich darüber gelacht. Doch in meiner jetzigen Situation ist es verdammt viel Geld. Es ist mehr, als mir die Stiftung im Monat an Taschengeld auszahlt. Und ich müsste nicht mal viel dafür tun. Ein bisschen Knutschen, ein bisschen Fummeln und die Alte letztendlich ficken. Eigentlich gar nicht so schlimm. Eigentlich.

Doch allein beim Gedanken daran, dreht sich mir der Magen um und

will das Essen, das er vor mehr als sechs Stunden erhalten hat, wieder hervorbringen. Dabei ist es nicht mal die Vorstellung, es einer Frau zu besorgen, weswegen mir schlecht wird. Ich habe genug Fantasie, um hinter jeder Frau einen hübschen Kerl zu sehen. Nein, es ist etwas Anderes, was in mir hochkommt. Es ist der Ekel vor mir selbst, der sich seit ziemlich genau vier Jahren immer dann einstellt, wenn ich nur daran denke, meinen Körper für Geld zu verkaufen. Dieses dunkle Kapitel meines Lebens, indem ich als männliche Hure für einen Escort-Service meinen Lebensunterhalt bestritt, habe ich endgültig abgeschlossen.

»Tut mir leid, Madame, aber ihre Wünsche kann ich nicht erfüllen, es ist keine Option mehr für mich«, flüstere ich so leise, dass niemand mich hören kann.

Ich zerreiße das Kärtchen, stecke das Geld ein und beschließe, es der Dame unauffällig beim nächsten Abendessen zurückzugeben. Genauso wie ich es bereits die beiden Abende zuvor gehandhabt habe.

So wie an jedem anderen Abend auch, suche ich nach Dienstschluss das Besatzungsdeck auf. Es befindet sich an der äußersten Bugspitze und ist das erste offene Deck des Schiffes. Tagsüber war ich noch nie hier. Ich mag es weder, in der Sonne zu braten, noch im Pool zu baden. Obwohl ich gern schwimme, nutze ich dazu lieber die wenigen Gelegenheiten, an denen ich die Erlaubnis zum Landgang erhalte und schwimme im Meer.

Doch abends, wenn ich ganz allein auf dem Deck bin, wenn das Meer von der Dunkelheit eingehüllt ist, man nur die weißen Schaumkronen auf dem Wasser glitzern sieht, wird das Geräusch der Gischt, die sich vor dem Schiffsrumpf teilt, zur Musik für mich. Musik, die ich in mich aufnehme und nach der ich tanze. Nur in diesen Momenten, fühle ich mich wirklich frei und kann all die dunklen Erinnerungen, die wie eine undurchsichtige Blase über mir schweben, vergessen. Nur hier oben, unter dem Sternenhimmel, fühle ich mich stark genug, alle Ketten, die mich einengen, zu sprengen und die Welt zu erobern.

Ich weiß, dass ich es eines Tages schaffen werde. Dann wird sich mein Traum erfüllen und ich werde auf den großen Musicalbühnen dieser Welt singen und tanzen. Mein Glaube daran ist ebenso stark wie meine Zuversicht, dass ich gut genug dafür sein werde. Schließlich haben es mir die Lehrer während meiner fast zweijährigen Ausbildung an der privaten School of Musical in Los Angeles immer wieder gesagt.

Nach meiner unfreiwilligen Pause seit meinem Zusammenbruch vor vier Jahren, in der ich Gelegenheit hatte, zu mir zurückzufinden, muss ich nur wieder den Einstieg schaffen. Ich bin überzeugt davon, dass ich nach ein paar Semestern Unterricht wieder da bin.

Nachdem ich mich zwanzig Minuten intensiv bewegt habe, ruhe ich mich auf einem windgeschützten Platz aus. Ich setze mich auf eine Bank und lehne mich entspannt gegen die Rückwand, an der sich der Übergang zu den nächsten Decks befindet. Meistens bin allein hier draußen. Der einzige, der sich um diese Uhrzeit hin und wieder hierher verirrt, ist Federico, der mir in den letzten Monaten zu einem Freund geworden ist. Der Einzige, den ich auf dem Schiff und überhaupt habe.

Chris McHart

ISBN: 978-3-95949-101-3

284 Seiten

eBook 5,99 EUR

Print 12,90 EUR



Alkohol macht gleichgültig – oder doch nicht?

Sebastian hat zwei Möglichkeiten, nachdem er betrunken einen Unfall verursacht hat: Sozialstunden oder Gefängnis. Die Entscheidung ist nicht schwer und so trifft er Ben.

Ben hasst gerade alles. Durch einen Unfall sitzt er vorübergehend im Rollstuhl und auch die Reha findet er nur anstrengend. Sebastian, der gutaussehende, wenngleich ebenso schlecht gelaunte Assistent seines Reha-Betreuers, ändert das.

Aber ihre beginnende Beziehung wird auf eine harte Probe gestellt. Kann ihre Liebe stärker sein als Verbitterung und Hass?

Leseprobe

Langer Weg zum
Glück

Prolog

Sebastian

Dezember 2013

Sebastian Hofers hob sein Glas und ließ seinen Blick über die Männerrunde schweifen. »Auf uns!«

»Auf uns!«, antworteten einige seiner neu gewonnenen Freunde lautstark.

Er starrte in ihre verschwommenen Gesichter und kniff die Augen zusammen, um sie besser erkennen zu können. Es half nicht. Lag es am Alkohol, am Rauch in der Bar oder am Licht? Egal. Er zuckte mit den Schultern, hob das Glas und trank den Schnaps in einem Zug.

Einen Moment lang schloss Sebastian seine tränenden Augen, um den Geschmack und das wohlige Gefühl, das der Schnaps in ihm weckte, auszukosten. Das war es. *Zufriedenheit*. Der Augenblick schien so unwirklich perfekt und schön. All die Leute, mit denen er trank, auch wenn er sich gerade nicht an ihre Namen erinnern konnte. Ihre Kameradschaft, ihre Akzeptanz, obwohl er sie gerade erst kennengelernt hatte.

Blinzelnd öffnete er die Augen wieder. Es dauerte einige Sekunden, bis sie sich wieder an das Licht und den dicken Rauch gewöhnt hatten. Seine Nase juckte und kurz wünschte er sich, dass auch diese Bar sich an das Nichtrauchergesetz halten würde. Nicht jeden kümmerte das Rauchverbot in Bars und Kneipen, manche tolerierten auch weiterhin, dass die Raucher drinnen blieben. Sebastian interessierte es normalerweise nicht.

Er machte einfach, was er wollte. Ein letztes Mal zog er an seiner eigenen Zigarette und schmiss sie anschließend auf den Boden, um sie auszutreten. Die Packung war fast leer, aber vielleicht konnte er welche von seinen Freunden schnorren, um den Abend zu überstehen.

Er war Gelegenheitsraucher und wenn er etwas getrunken hatte und

mit seinen Freunden in einer Bar abhing, brauchte er Zigaretten.

Einer seiner neuen Freunde hob sein Glas als Zeichen für den Kellner, eine neue Runde zu bringen, wie er es schon ein paar Mal heute getan hatte. Oder gestern. Oder welcher Tag auch immer war.

Einen Moment später kam dieser der Aufforderung nach und Sebastian nahm das nächste Glas vom Tablett. Sein Kumpel bezahlte und er selbst kippte auch diesen Schnaps hinunter. Eine der nächsten Runden musste er übernehmen.

Sein Geld reichte gerade noch aus, um seinen Vorsatz in die Tat umzusetzen, dann war's das. Es wurde Zeit, nach Hause zu gehen. Die anderen würden das nicht verstehen, aber der Monat hatte gerade erst angefangen und er brauchte sein restliches Budget für etwas zu essen. Und etwas zu trinken, das durfte er nicht vergessen. Er hatte zwar ein bisschen Geld beiseitegelegt, aber das tastete er nur im allergrößten Notfall an. Feiern gehörte nicht dazu.

Aber nach Hause gehen, während alle anderen weiter Spaß hatten? Nach Hause in seine kalte, leere, einsame Wohnung? Die Entscheidung fiel schnell, ohne dass er groß darüber nachdenken musste.

Der Raum begann sich zu drehen und Sebastian griff nach dem Tisch, um sich abzustützen. Er hob die Hand und orderte eine neue Runde. Über Geld konnte er sich morgen noch Gedanken machen. Ein Drink mehr stellte kein Problem dar und er würde einfach abwarten, was danach kam. Der Abend war ja noch jung. Er sah den Kellner mit einem neuen Tablett auf sie zukommen. Zufrieden lächelnd nahm er sich ein Glas.

»Auf uns! Auf unseren neuen Freund!«, rief einer der Jungs.

»Auf uns!«

Solche Freunde brauchte jeder Mensch. Nett, aufgeschlossen und sie akzeptierten ihn. Auch dieser Drink brannte nicht in seiner Kehle. Genauso wenig wie die folgenden.

Träge vor Müdigkeit fummelte Sebastian mit seinen Schlüsseln, aber er schaffte es nicht, das Loch zu treffen. Egal wie sehr er sich anstrengte, jedes Mal verfehlte er das Schloss. Verdammtes Ding. Warum hatte er sich überhaupt die Mühe gemacht, abzuschließen? Niemand würde auf die Idee kommen, diese Rostlaube zu stehlen. Erneut stieß er den Schlüssel in Richtung der kleinen Öffnung und wieder schabte die Spitze daran vorbei

über den Lack. »Verdammte Scheiße.« Wütend trat Sebastian gegen den Vorderreifen. *Mist, sein Zeh!* »Scheiße! Was zum Teufel?!« Der Schmerz zog sich durch seinen ganzen Fuß. »Blödes Ding!« Er biss die Zähne zusammen und schob den Schlüssel ein weiteres Mal in Richtung Tür. Endlich! Das Teil steckte. Er schloss auf und öffnete die Fahrerseite. Mit einem tiefen Seufzer plumpste er in den Sitz. Zeit fürs Bett, seine Augen wurden schon ganz schwer.

Den Schlüssel ins Zündschloss zu bekommen sollte eigentlich kein Problem sein, aber irgendwie verfehlte er auch das andauernd. Verdammtes Teil!

Sebastian riss die Augen auf. Wann waren sie zugefallen? Er stand immer noch auf dem Parkplatz und musste nach Hause, schließlich konnte er hier nicht schlafen. Es war zu kalt und er wollte in sein Bett. Jetzt! Ein weiteres Mal lehnte er sich nach vorn und kniff die Augen zu, um das schmale Schlüsselloch besser erkennen zu können. *Ist es immer so schwer, sich auf so etwas zu konzentrieren?*

Ganz langsam hob er die Hand in Richtung der Zündung, biss sich auf die Unterlippe und schob den Schlüssel vorwärts, bis ... Halleluja! Endlich war es geschafft.

Das Auto startete, ohne zu mucken. Sebastian parkte aus und verließ den inzwischen größtenteils leeren Parkplatz.

Die Straße war wie leer gefegt und Sebastian trat aufs Gas. Müdigkeit drohte ihn zu übermannen und er hörte sein Bett förmlich rufen. Seine Lider wurden immer schwerer. Das Bett wäre schön warm und kuschelig und er ... *Verdammt!* Erschrocken riss er die Augen auf. Wie lange hatte er geschlafen? Er befand sich immer noch auf der Straße, fuhr recht schnell durch das schlafende Nürnberg. Ein leichter Regen benetzte die Windschutzscheibe und seine Sicht verschwamm immer mehr. Als ob es nicht schon schwer genug wäre, sich auf die Straße zu konzentrieren! Sebastian schaute nach unten, auf das Armaturenbrett. Wie schnell fuhr er? Er kniff die Augen zusammen, um besser zu sehen, aber er konnte die Zahlen nicht erkennen. Sie hüpfen auf und ab, verdoppelten sich oder verschwammen mit den anderen.

Sebastian blinzelte ein paar Mal und schaute wieder auf. Die Frontscheibe war nass und voller Schlieren. Er konnte gar nichts sehen, also schloss er die Augen, um ihnen ein paar Sekunden Ruhe gönnen. Vielleicht ging es danach besser. Als er sie wieder öffnete, leuchtete etwas vor

ihm auf. Ein rotes Licht? Warte, rot? Rotes Licht ... Eine rote Ampell!

Was sollte er machen? Richtig! Bremsen. Sebastian stieg in die Eisen. Die Reifen quietschten, versuchten Halt zu bekommen, kratzten über den Asphalt. Das Auto vor ihm kam immer näher, während er über die nasse, vereiste Straße schlitterte. Die Scheibenwischer quietschten über die Scheibe und für eine Sekunde sah er alles klar: Sein Fuß presste auf die Bremse, aber trotzdem geschah einfach nichts und sein Auto rutschte weiter vorwärts. Die Zeit stand still, für einen Augenblick, eine Sekunde, eine Stunde oder sein Leben.

Der Aufprall schmiss ihn mit voller Wucht gegen das Lenkrad und raubte ihm den Atem.

Ein paar Sekunden später schlug er die Augen wieder auf und blinzelte ein paar Mal benommen. Was war geschehen? War er verletzt? Okay, ja, das Atmen tat weh. Keuchend löste Sebastian seine Finger vom Lenkrad und fiel in seinen Sitz. Seine Rippen schmerzten ... alles schmerzte ... Scheiße! Starr saß Sebastian für einen Moment da, in seinem Kopf jagte ein Gedanke den anderen. Hatte er gerade ein Auto gerammt? Verdammt, er hatte getrunken. Er hatte viel getrunken. Viel zu viel.

Mit zitternden Händen griff er zum Handschuhfach. Ein stechender Schmerz zuckte durch seinen Körper. »Verdammt!« Seine Rippen. Waren sie gebrochen? Das würde wohl mehr wehtun, oder? Bitte nicht. Er konnte keine gebrochenen Knochen gebrauchen.

Er war nicht schnell gefahren. Mittlerweile war der Regen in leichten Schneefall übergegangen, der die Sicht durch die Frontscheibe weiter erschwerte, doch die anderen beiden Autos vor ihm standen noch da, so viel konnte Sebastian erkennen. Saß jemand in dem Auto vor ihm, das dort wie ein Sandwich eingekeilt war? Sollte er die Polizei rufen? Nein, keine Polizei. Aber vielleicht sollte er nachsehen.

Er öffnete die Tür und stolperte heraus. Mit einer Hand am kalten Metall des Autos versuchte er sein Gleichgewicht zu halten und schob sich nach vorne. Beim nächsten Auto blieb er stehen und stützte sich am Dach ab, als er einen Mann halb im Auto knien sah. Er sprach zu leise, als dass ihn Sebastian verstehen konnte, während er sich ins Wageninnere beugte.

»Kann ich helfen?«

»Ich mach das schon. Kümmern Sie sich um den Wagen da hinten. Ich bin nicht dazu gekommen, dort nachzusehen. Ich muss hier helfen.«

»Ich bin der Fahrer. Ich bin okay.«

Der Mann starrte Sebastian für einen Moment an, murmelte dann wieder etwas zu der Person im Wagen. Sicherlich war der andere Fahrer nicht schlimm verletzt?

Sirenen heulten in der Ferne. Verdammte, die Bullen. Sie durften ihn nicht erwischen. Er musste nur schnell zum Auto zurück. Bei dem ganzen Trubel hatte mit Glück keiner auf sein Kennzeichen geachtet. Ohne das konnten sie nichts tun. Wenn sie ihn erwischten, gäbe es Probleme.

Sie würden ihn testen und er hatte viel zu viel getrunken. Sebastian drehte sich um und versuchte mit der anderen Hand Halt am Dach zu finden. Er ging langsam und vorsichtig zurück zu seinem Auto. Der unüberhörbare, schrille Ton der Sirenen kam immer näher und die ersten blauen Lichter erleuchteten die Nacht. Verdammte! Zu langsam! Okay, dann blieb er halt da. Es würde schon nicht so schlimm werden.

Vielleicht war es besser. Wenn er jetzt dazu stand, würde man ihm auf die Finger klopfen, weil er einen Unfall verursacht hatte, aber dann wäre es schon okay. Unter Umständen war das sogar der einfachere Weg.

Ein Krankenwagen kam in Sicht. Direkt dahinter folgte ein Notarztwagen. Was war ihr Problem? Niemand brauchte einen Notarzt und die Sirenen taten seinem Kopf weh. So schlimm war der Unfall nicht. Er hatte ein paar Prellungen, aber nichts gebrochen. Sie konnten ganz normal fahren, ohne Sirenen und Blaulicht. Er ließ sich in seinen Fahrersitz fallen. Hoffentlich war das alles schnell vorbei, damit er ins Bett konnte. Er war müde. Sebastian schloss die Augen und ließ den Kopf an das Kopfteil fallen.

Bitte lass sie schnell machen. Ich will ins Bett.

»Sind Sie der Fahrer dieses Autos?«

Schwerfällig öffnete er seine Lider. War er wieder eingeschlafen?

Einer der Beamten stand vor ihm, eine Taschenlampe in der Hand.

»Ja.«

Ein paar Notärzte und Feuerwehrmänner drängten sich um den Wagen vor ihm. Einer kroch auf den Rücksitz, ein anderer brachte eine Trage. Was war da passiert?

»Können Sie bitte aussteigen?«

Sebastian stieg aus und schaffte es sogar, sich auf den Beinen zu halten. Der Polizist hatte das Gerät für den Alkoholttest bereits in der Hand.

»Könnten Sie bitte ...?«

Sebastian pustete. Er wusste, wie die Dinge liefen. Es würde etwas

über 0,5 Promille anzeigen, er würde ein paar Punkte bekommen und alles wäre gut. Er holte nicht zu tief Luft und blies in das Messgerät.

Der Polizist wartete ein paar Sekunden, schaute auf das Display und sagte: »Sie müssen mit aufs Revier kommen. Wir brauchen eine Blutprobe und eine Aussage. Jetzt und wenn Sie wieder nüchtern sind. Haben Sie Ihren Führerschein und den Personalausweis für mich?«

»Was sagten Sie da? Bluttest? Nüchtern? Ich bin nüchtern. Total nüchtern.« Sebastian musste sich wieder am Autodach festhalten. Verdammt, nicht jetzt. Er musste ohne Hilfe stehen bleiben können, bis der Polizist überzeugt war, dass er clean war.

»Ja, natürlich. Die Papiere bitte. Und dann schauen wir, dass wir den Wagen von der Straße bekommen und Sie begleiten mich zum Revier.«

Sebastian beugte sich ins Auto zum Handschuhfach, um seine Papiere zu suchen. Die Kaugummipackung fiel ihm in die Hände. Mist, vorhin wollte er sich noch eines in den Mund schieben. Hätte er das mal vor dem Test getan. Wenigstens taten seine Rippen nicht mehr so weh.

Sebastian gab dem Polizisten seine Papiere und setzte sich in den Fahrersitz. Er wollte zum Schlüssel greifen und den Wagen starten, um an die Seite zu fahren, als ihn der Polizist unterbrach: »Nein, mein Kollege wird das machen. Sie können mir zum Auto folgen. Wir fahren zum Revier.«

Oh oh, das klang nicht gut. Dachte er etwa, Sebastian würde abhauen? Er würde das nie machen. Nun, zumindest nicht jetzt. Er schluckte den frechen Kommentar, der ihm auf der Zunge lag, herunter und stieg aus dem Wagen. Auf wackligen Beinen folgte er dem Polizisten. Zur Sicherheit ließ er eine Hand auf dem Wagen, solange es ging. Er wollte nicht aufs Gesicht fallen.

Er hätte vorhin doch abhauen sollen.

Erstes Kapitel

August 2014, acht Monate später

Sebastian stieg aus dem stickigen Bus. Deutschland schmolz unter einer Hitzewelle, Nürnberg war da mit Temperaturen von 35°C keine Ausnahme. Die Klimaanlage im Bus funktionierte entweder nicht oder sie existierte gar nicht. Trotzdem schien jeder mit dem öffentlichen Verkehrsmittel unterwegs zu sein, was es nicht besser machte.

Sebastian holte tief Luft, um sich abzukühlen, doch es half nicht. Alles, was es ihm brachte, war eine Lunge voll mit Hitze, Schweiß und Dampf. Mist! Er könnte jetzt gut in einer Bar sitzen und ein kaltes Bier trinken. *Könnte*, doch dank dieses beschauerten Richters tat er es nicht.

Stattdessen befand er sich am letzten Platz auf Erden, an dem er sein wollte. In ein paar Metern würde er das Gebäude erreichen. Das Schild war unübersehbar: Rehabilitationszentrum. *Verdammte Scheiße!*

Der Richter hatte entschieden zu viel Spaß daran gehabt, ihn zu bestrafen. Gab es kein Gesetz gegen so etwas? Gut, genau genommen konnte er ja eigentlich noch froh sein, ohne Knast davongekommen zu sein. Eigentlich hätte er in den Bau gesollt, aber da dies sein erstes Vergehen gewesen war, hatte er nur eine Geldstrafe, die seine kompletten Ersparnisse aufgefressen hatte, zahlen müssen. Was er nicht hatte aufbringen können, war in Sozialstunden umgewandelt worden. Trotzdem fand er es unfair, dass er hier seine Tage verbringen musste. Er wollte gegen irgendetwas treten, aber Sebastian biss die Zähne zusammen. Er war schließlich nicht mehr sechzehn Jahre alt. Statt den nächsten Autoreifen zu malträtiertieren, schaute er also durch das Fenster ins Innere. Ein leerer Tresen im Eingangsbereich und sonst niemand zu sehen.

Sebastian atmete noch einmal tief durch und schob langsam die Tür auf. Seine gemeinnützige Arbeit würde sich nicht machen, indem er hier herumstand. Und laut dem Richter würde er hier einige Zeit verbringen. Ganze zweihundert beschissene Stunden in einer Pflegeeinrichtung. Er hätte den Pinguin in seiner Robe ermorden können.

Die Farben an den Wänden waren einladend. Ein paar Bilder an der Wand, ein kleiner Wartebereich und der typische Desinfektionsmittelgeruch machten das Bild des immer noch leeren Empfangsbereiches komplett. Er setzte sich und wartete. Niemand hatte ihm gesagt, nach wem er Ausschau halten sollte, also würde er sitzen bleiben und hoffen, dass die Zeit verging.

Sebastian blätterte durch eine alte Autozeitung, als ein paar Minuten später das Quietschen von Sohlen auf Linoleum jemanden ankündigte. Ein Mann mittleren Alters bog um die Ecke und lächelte, als er Sebastian erblickte. »Hallo! Kann ich Ihnen helfen?«

»Ich bin Sebastian Hofers. Ich habe vor ein paar Tagen wegen meiner Sozialstunden angerufen und sollte heute hier sein.«

»Ah, ich erinnere mich. Jemand hat es bei der Team-Besprechung erwähnt. Sie können mitkommen, ich kann immer eine helfende Hand gebrauchen.«

Der Mann lief ohne zu stoppen, nebenbei eine Akte greifend, den Flur entlang. Sebastian sprang auf und beeilte sich, hinterher zu kommen. An einer Tür mit dem Schild »Personal« blieb er endlich stehen. »Sie können sich darin umziehen. Heute können Sie Ihre Schuhe in die Ecke stellen, ich versuche Ihnen einen Spind frei zu machen, bis Sie das nächste Mal kommen.«

»Umziehen?«

»Haben Sie keine anderen Schuhe bei sich? Straßenschuhe sind in den Behandlungsräumen nicht erlaubt.«

»Ich habe keine anderen Schuhe dabei. Keiner ...«

»Immer dasselbe«, stoppte der Mann ihn. »Ich besorge Ihnen welche. Welche Größe brauchen Sie?«

»Vierundvierzig.«

»Gehen Sie rein und warten Sie auf mich.«

Wenn er zu seinen Patienten auch so freundlich war, würde es Sebastian interessieren, warum er noch hier arbeitete. Was bildete sich der Kerl eigentlich ein? Schnaubend vor Wut tat er, was ihm gesagt wurde. Er zog seine alten, schmutzigen Sneaker aus und wartete darauf, dass der Mann zurückkam.

Kurze Zeit später reichte dieser ihm ein paar ausgetretene Schuhe. Sie sahen zwar nicht besser aus als Sebastians Sneaker, aber diskutieren würde hier wohl nichts bringen. Bei dem Gedanken daran, wer diese Schuhe wohl

schon alles getragen hatte, machte sich eine Gänsehaut auf Sebastians Rücken breit. Er würde sie keine Sekunde länger als nötig tragen und sich nach seiner Schicht selbst ein Paar kaufen, auch wenn er dann in der nächsten Woche nichts zu essen hatte. Jetzt aber musste erst einmal damit klarkommen. Einen Dank murmelnd zog er sich die Treter an. Sie waren etwas eng, aber es würde schon gehen, solange er versuchte nicht an die Bakterien zu denken, die in den Schuhen lebten. Er scheiterte bereits nach Sekunden.

»Okay, auf geht's zu unserem nächsten Patienten.« Schon wieder rannnte der Mann halb durch den Flur. Ein paar Türen weiter rief er über seine Schulter: »Ich bin übrigens Marvin.«

Seufzend beeilte sich Sebastian, hinterher zu kommen. *Lieber Was-auch-immer, hilf mir, die nächsten zweihundert Stunden zu überstehen.*

Sebastian betrat den Raum nach Marvin. Eine ältere Frau saß in der Ecke des Raumes. Ihr linker Arm lag in einer Schlinge, aber sie lächelte Marvin an.

»Guten Morgen, Marvin. Schön, Sie wiederzusehen.«

»Guten Morgen, Frau Goldmann. Wie geht es Ihnen heute? Das ist Sebastian. Er wird mir heute assistieren.«

Sie nickte in Sebastians Richtung, aber antwortete an Marvin gerichtet: »Mir geht es gut, danke. Es tut immer noch weh, aber da muss ich wohl durch.«

»Wir schauen uns mal die Schulter an. Vielleicht können Sie mir sagen, wo es wehtut, dann machen wir eine andere Übung?«

Schleimbatzen. In dem Moment, in dem er das Behandlungszimmer betreten hatte, wurde aus dem unfreundlichen Kerl ein netter, geduldiger und freundlicher Mensch. Sebastian bezweifelte beinahe, dass er eben den gleichen Mann kennengelernt hatte.

Frau Goldmann erklärte in ausschweifenden Sätzen, wo es wehtat und welche Sachen sie noch konnte oder nicht konnte. Marvin nickte, lächelte und schrieb alles in die Akte. Nach einer gefühlt halben Ewigkeit beendete Frau Goldmann ihre Ausführung und der Therapeut trat näher. »Darf ich?«

Sie lächelte ihn an und nickte. Er entfernte ihre Schlinge und bewegte vorsichtig ihren Arm hin und her. Sebastian blickte auf die Uhr. Die Zeit verging im Schneckentempo. Es konnte doch nicht wahr sein, dass er jetzt herumstand und Marvin dabei beobachtete, wie er einer alten Frau den Arm bewegte. Auf keinen Fall.

»Sebastian, kannst du bitte mal halten?« Die Stimme seines Kollegen riss ihn aus seinen Gedanken. Endlich konnte er etwas tun. Er trat näher und nahm ihren Arm, um die Bewegungen, die Marvin zuvor gezeigt hatte, weiterzuführen, während dieser begann ihre Schulter zu massieren. Frau Goldmann zuckte ein paar Mal, blieb aber ansonsten still. Schweigend gingen sie ihrer Arbeit nach, bis Marvin sich schließlich bedankte und ihn aufforderte, loszulassen. Froh, der Belastung seines eigenen, mittlerweile schmerzenden Armes zu entkommen, kam er der Anordnung nach.

»Aua!« Frau Goldmann schrie auf.

»Du kannst ihren Arm doch nicht einfach fallen lassen! Du musst ihn vorsichtig in ihren Schoß legen. Die Sehnen in den Schultern waren gerissen und heilen nur langsam. Jede ruckartige Bewegung könnte sie weiter beschädigen.« Marvin schaute mitfühlend zu Frau Goldmann, die ihren Arm schmerzverzerrt festhielt. »Lässt der Schmerz nach oder soll ich einen Krankenwagen rufen?«

»Es tut mir ...«

Ein böse funkelnder Blick des Therapeuten ließ Sebastian verstummen. Scheiße. Das erste Mal an einem Patienten und er vermasselte es. Wo war das Loch, in das er sich verkriechen konnte?

Marvin unterhielt sich leise weiter mit seiner Patientin. Als er sich endlich wieder aufrichtete, sagte er: »Ich denke nicht, dass etwas passiert ist. Sei vorsichtiger beim nächsten Mal. Das hätte schiefgehen können.«

»Es tut mir leid«, murmelte er, den Blick auf seine Schuhe gerichtet. Frau Goldmann beachtete ihn nicht. Selbst bei der Verabschiedung ignorierte sie ihn.

Der Tag verging viel zu schleppend. Manchmal konnte er Marvin assistieren, aber oft stand er einfach nur herum und beobachtete ihn.

Als dieser ihm endlich den letzten Patienten ankündigte, war Sebastian zu müde, um sich zu freuen. Das Nichtstun strengte ihn an. Zusätzlich machte es ihm zu schaffen, all die verletzten und kranken Menschen zu sehen. Er brauchte eine Dusche, sobald er nach Hause kam, um das komische Gefühl im Magen loszuwerden.

Marvin unterschrieb seinen Arbeitsbericht und beglaubigte, dass er fünf Stunden gearbeitet hatte. Fünf von zweihundert. Das bedeutete, er würde weitere neununddreißig Tage hier absitzen. Neununddreißig! Scheiß Richter!

Gay SciFi



Robert Brodbeck

ISBN: 978-3-95949-099-3

468 Seiten

eBook 6,99 EUR

Print 17,99 EUR

Auf der Suche nach dem geheimnisvollen Schlüssel der Edaner werden Aron und Peran von ihrer Heimat Arganus abgeschnitten. Das Raumschiff Regulus ist die einzige Chance für sie, je wieder nach Hause zu kommen. Ihr Weg führt auch an dem Planeten Erde vorbei, auf dem sich der Schlüssel befinden könnte. Sollen sie es riskieren, mit dieser anscheinend homophoben Zivilisation Kontakt aufzunehmen?

Leseprobe

**Die Galaktische Welle
Die Regulus**

Der Flugechsenritt

Man schreibt den zweiunddreißigsten Tag des Eismonats im Jahr 9261 des arganischen Kalenders. Auf dem Mond Arganus tobt die Schlacht zwischen den klerikalischen Landsknechten und dem in der Unterzahl kämpfenden Heer des Kaisers Aron und seiner Könige. Falls der noch junge Kaiser verliert, wird der fanatische Heilige Vater aller Erzpriester einen finsternen Gottesstaat ausrufen.

»Das Geschoss da oben meint uns!«, schrie ein Zaronenkrieger. Aron von Arganus stand auf einer bereits schattigen, schneebedeckten Straße und starrte jetzt hoch zu einer hellen Rauchspur, die am klaren Himmel von der untergehenden Sonne beschienen wurde. Eben hatte sich ein schwarzer Flugkörper von der Spur getrennt, fiel jetzt herab und wurde immer größer und größer.

Plötzlich wurde Aron von zwei starken Händen in den gefrorenen Straßengraben hinabgerissen und fand sich dort neben König Ergus wieder. Sein Schwert und sein Gewehr fielen dabei in ein eiskaltes Gemisch aus Dreck und Schnee. Aron ließ seine Waffen liegen, wo sie hingefallen waren, und versuchte, sich im Graben so klein wie möglich zu machen.

Die Rakete explodierte in Baumkronenhöhe über ihnen. Aron fühlte die Druckwelle in seinem ganzen Körper. Der Donner hallte lange zwischen den Felswänden des westlichen und östlichen Tafelberges nach. Diese beiden Berge begrenzten das Schlachtfeld auf zwei Seiten. Schon den ganzen Tag über feuerten die klerikalischen Landsknechte gegen Arons Heer und deren echsianischen Artillerieraketen brachten Leid und Tod.

Weiter weg knallten Gewehrschüsse und irgendwo in der Nähe schrie jemand verzweifelt nach einem Sanitäter. Auch durch Arons Unterarm zuckte ein heftig stechender Schmerz. Ein Splitter der eben detonierten Rakete hatte sich in sein Fleisch gebohrt. Er konnte nicht anders, als zu schreien. Ergus von Zarn, der neben ihm in Deckung lag, zog ihm das Teil unbarmherzig heraus. Halb vor Schmerz und halb aus Protest gegen die grobe Behandlung fluchte Aron laut: »Schara-Dan!« Diesen fleghaften Ausdruck hatte er von seinem Zwillingsbruder Niron gelernt, der von zu Hause durchgebrannt war und bis letzten Sommer als Schiffsjunge gedient hatte.

»Benimm dich wenigstens nicht wie ein Kind, es reicht, wenn du noch wie ein blonder Junge aussiehst«, tadelte Ergus, stand auf und half dem knapp Erwachsenen auf die Beine. »Mit dem Elixier des Himmelsfährmanns in deinem Blut steckst du diese Verletzung weg wie einen Kratzer!«, zischte er ihn dabei an und stieg dann aus dem Graben heraus auf die Straße.

»Unserem jungen Kaiser ist nichts passiert. Zurück in eure Stellungen! Augen auf den Feind!«, bellte er dort, wieder König der Zaronenkrieger, über das Schlachtfeld.

Aron hatte nach wie vor Mühe, den Schmerz zu unterdrücken. Er war eben ein schwächlicher Kerl und nicht, wie Ergus, der Inbegriff eines muskulösen Helden.

»Bleib in Deckung und frag Peran da oben, warum er die Rakete schon wieder erst im letzten Moment abgefangen hat!«, befahl der Zaronenkönig und deutete hinauf zum großen Schiff des Himmelsfährmanns, das zwischen den beiden Tafelbergen schwebte und noch vom goldenen Licht der untergehenden Sonne beschienen wurde. Das Tal lag bereits im kalten Schatten.

»Er gibt ja sein Bestes«, brummte Aron und stieg entgegen Ergus' Rat ebenfalls hoch auf die Straße.

Aron ärgerte sich: Was erwartete Ergus denn von Peran? Zusammen mit Peran und seinen Freunden hatte Aron dieses Schiff erst vor wenigen Wochen auf der anderen Seite ihrer Welt gefunden – dort, wo der von Wolkenbändern geprägte Planet Derana gigantisch am Himmel steht. Und jetzt erwartete König Ergus von Arons Freund Peran offenbar, er solle dieses unvorstellbar fortschrittliche fliegende Schiff so gut steuern können wie der Fährmann selbst.

»Es ist Abend und wir haben uns bis jetzt gehalten! Das Heer der klerikalen Landsknechte konnte uns nicht überrennen!« Damit wollte Ergus offenbar doch noch etwas Positives anmerken und klappte Aron dabei aufmunternd auf die Schulter. Doch Aron hielt sich noch immer mit schmerzverzerrtem Gesicht den linken Unterarm und schwieg.

Oben auf der Klippe des östlichen Tafelbergs wurde, als Antwort auf den vorhin nur knapp abgewehrten Angriff, eine eigene echsianische Rakete abgefeuert. Arons Zwillingsbruder Niron kommandierte dort eine Stellung. Sie beide hatten in einer Nacht-und-Nebel-Aktion den klerikalen Truppen einige Raketen gestohlen.

Der Rauchschweif der Waffe führte an zwei dicht beieinander am Himmel stehenden orange leuchtenden Sternen vorbei, die selbst bei Tag auffällig am Himmel zu sehen waren. Auch ihretwegen wurde hier Krieg geführt: Für die Kleriker war der Doppelstern das »Himmlische Paar«. Aron aber wusste inzwischen, dass es sich nur um Sonnen handelte, die im Vergleich zum Tagesgestirn kühler und ungleich weiter entfernt waren. Die beiden Sterne waren keine Götter und es gab auch keinen himmlischen Hass gegen die Liebe zwischen ihm und Peran.

Aron war sich sicher, dass diese theologischen Dinge nur einen Vorwand boten, um die Ordnung der Kaiser und Könige durch die eines Gottesstaats zu ersetzen. Es ging in Wahrheit nicht um Moral, Gott oder ein Himmlisches Paar, sondern um Machtgier. Der Heilige Vater aller Erzpriester hatte in den zurückliegenden Monaten die älteren anerkannten Fürsten aus dem Weg geräumt und glaubte wohl, mit den auf die Throne nachgerückten unerfahrenen Burschen wie Aron jetzt ein leichtes Spiel zu haben, um endgültig die absolute Macht an sich zu reißen. Auch Arons Liebe zu Peran nutzte Seine Heiligkeit, um vor seinen Landsknechten und Anhängern gegen angebliche Verderbtheit des neuen jungen Kaisers zu wettern, wie Aron neulich von gefangenen genommenen klerikalen Landsknechten erfahren hatte. Der Einschlag von Nirons Rakete bei den gefährlich nahen klerikalen Truppen riss Aron aus seinen Gedanken. Schmerzensschreie aus deren nahe gelegener Stellung waren zu hören und dann das vielstimmige Hurrageschrei eines ihrer eigenen Bataillone, das in die durch die Explosion entstandene Lücke stürmte.

Ergus war inzwischen ein paar Schritte weiter zu seinem Funker gegangen, der sich erst jetzt wieder traute, seinen Kopf zu heben. Mit der hereinbrechenden Nacht und deren erbarmungsloser Kälte würden die Gefechte bald aufhören, denn sonst würde der grimmige Frost einer Winternacht der Feind aller Soldaten.

Die Verletzung an Arons Unterarm heilte unnatürlich schnell, da sich in seinem Blut das Elixier des Himmelsfährmanns befand. Sein Jackenärmel jedoch war aufgerissen und die Daunen wurden nach und nach vom eisigen Wind weggetragen. Hier unten im Schatten der Tafelberge sammelte sich bereits die Kälte der bevorstehenden langen und unbarmherzigen Winternacht. Mit der gesunden Hand fischte Aron den Kommunikator aus seiner Hosentasche, während ein Soldat sein Schwert und das Sturmgewehr unten im Straßengraben für ihn aufsammlte.

Es wurde Zeit, sich bei Peran an Bord der *Pfeil von Arganus* – so hatten sie das Raumschiff des Himmelsfährmanns getauft – zu melden. Die letzte Kontaktaufnahme lag bestimmt schon eine halbe Stunde zurück. Für ineinander Verliebte wie sie beide war das eine Ewigkeit. Der Schmerz im linken Unterarm schien wie weggeblasen zu sein, als er die Stimme seines Freundes hörte. Er flunkerte Peran vor, die feindliche Rakete sei nicht über seiner Stellung explodiert, sondern mindestens zweihundert Schritte entfernt. Sein Freund würde sich sonst zu viele Sorgen machen. Aron versicherte ihm mehrmals, dass er zwar müde, aber unversehrt sei, während er von dem Soldaten seine Waffen entgegennahm, sein Schwert in die Scheide steckte und sich sein Gewehr umhängte, so gut das beim Sprechen mit Peran eben ging.

Peran schien ihm zwar nicht ganz abzukaufen, dass er nicht in Gefahr sei, aber er ging nun nicht mehr weiter darauf ein und berichtete ihm, dass die klerikalen Landsknechte sich hinter den westlichen Tafelberg zurückzogen.

Es wäre wohl taktisch klug gewesen, dass sich zurückziehende Heer weiter anzugreifen, bevor es sich im Schutz dieses Bergs neu formieren konnte, doch Peran erinnerte ihn an den Ehrenkodex: Fand ein Krieg während der kalten Jahreszeit statt, mussten bei Sonnenuntergang die Kämpfe eingestellt werden, damit in der Dämmerung die Verletzten geborgen werden konnten und nicht in der Nacht erfroren. Aron bezweifelte, ob sich sein Gegner, der Heilige Vater aller Erzpriester, ebenfalls an diesen uralten Ehrenkodex halten würde, aber Peran überzeugte ihn, er müsse Respekt haben vor denen, die bereit waren, für ihren Feldherrn ihr Leben zu opfern.

Aron hielt sich nicht für den eigentlichen Feldherrn hier. Die Männer vertrauten auf dem Schlachtfeld mehr den Fähigkeiten des berühmten Kriegers Ergus. Dieser bestätigte Aron nun, der Kodex werde ganz besonders von seinen Zaronenkriegern respektiert. Trotzdem sollten sie wachsam bleiben, empfahl er, denn der Vater aller Erzpriester könnte ja glauben, das Himmlische Paar habe ihm einen Dispens vom diesem Kodex erteilt.

Ergus richtete den verdrehten Gewehrgurt auf Arons Brust. Aron gab sich alle Mühe, nicht mehr wie der tollpatschige Kadett aufzutreten, der er im Sommer vor einem Jahr noch war, aber das gelang ihm nicht immer.

»Was denkst du?«, fragte er Ergus. »Sollte ich mit einem der Männer die Uniformjacke tauschen wegen dem Riss im Ärmel?«

»Nein«, antwortete Ergus bestimmt. »Die Wunde zeigt unseren Soldaten, dass du während der Schlacht bei ihnen warst und nicht nur irgendwo hinten in der Etappe.«

»Wenn du meinst ...«

»Der Feind schwenkt jetzt an mehreren Orten die weiß-blau gestreifte Fahne«, meldete der Funker.

Aron musste sich wieder auf das Geschehen hier unten konzentrieren. Diese Fahne bedeutete die Bitte um Waffenruhe zur Bergung der Verwundeten und Toten. Ergus blickte zu Aron, der mit einem Nicken sein Einverständnis zu verstehen gab.

»Gut! Weiß-blaue Fahne akzeptieren, aber trotzdem äußerste Wachsamkeit!«, befahl Ergus dem Funker.

Im Grunde galt es als sehr unehrenhaft, diese Fahne hinterlistig zu benutzen, wusste Aron. Doch er fragte sich, wie viel Kriegerehre aus alter Zeit inzwischen wohl noch übrig geblieben war.

»Komm, Aron! Gehen wir nach Vierstraßen zurück!«, schlug Ergus vor.

Das befestigte, strategisch wichtige Dorf lag an der Küste und am unteren Ende des Tals zwischen den Tafelbergen. Sie hatten es heute halten können – das war ein wichtiger Erfolg in ihrem Widerstand gegen den drohenden Gottesstaat.

»Der Haufen Mittelberger dort drüben – Ja, ihr! – Aufstehen! Leibwache für Kaiser Aron!«, bellte Ergus über den Schnee.

»Wir akzeptieren, dass der Zaronenkönig den jungen Kaiser in Fragen der Schlachtordnung berät, aber herumkommandieren lassen wir uns von keinem aus Zarn!«, kam von dem Haufen zurück.

»Mannen aus Mittelberg! Ich danke euch für den tapferen Einsatz!«, versuchte Aron Druck aus der Situation zu nehmen.

»Wir ehren damit die Freundschaft zwischen Euch und unserem jungen Anführer Fürstherzog Rothar. Oh! Ich sehe gerade, Eure kaiserliche Majestät hat keine Eskorte. Dürfen wir aushelfen?«, provozierte der Rädelsführer des Haufens den Zaronenkönig.

»Gerne – ich will aber nicht bis nach Vierstraßen, sondern nur zum Gehöft eine Meile näher am östlichen Tafelberg. Dort befinden sich die Flugechsen des Zaronenkönigs.«

Aron konnte Ergus' finsterner Miene ansehen, dass diesem das Machtspielchen gar nicht gefiel. Aber eine Prügelei zwischen Zaronen und

Mittelbergern wäre wohl kaum hilfreich gewesen. Die Mittelberger skandierten bereits »Aron! Aron!« und »Rothar! Rothar!«, wobei sie Letzteres deutlich lauter riefen und Ergus komplett übergingen.

Die gefürchteten Soldaten aus dem Mittelgebirge – manche nannten sie auch Wegelagerer – trugen eine Bewaffnung, die von der Streitaxt über die Armbrust bis zum neuen echsianischen Sturmgewehr reichte. Nichts hätte diese Zeit des Umbruchs besser symbolisieren können als die Bewaffnung dieser Männer. Die Gewehre stammten aus einem Waffenschmuggel, der eigentlich den klerikalen Feind mit diesen modernen Gewehren hätte versorgen sollen und von Aron abgefangen worden war. Selbstverständlich hatte er danach auch seinen Mittelberger Verbündeten einige dieser besonderen Waffen abgeben müssen. Arons neue Eskorte trug zudem keine Uniformen: Diese Männer schützten sich mit eigenen, aus Leder und Tierfellen genähten Kleidern gegen die Kälte.

Unterwegs wechselten Aron und Ergus ein paar Sätze mit den Soldaten und sprachen den Verwundeten Mut zu, die auf Handkarren zum Gehöft geschoben wurden. Dort wartete neben ein paar Sanitätern auch ein Soldatenzug Zaronenkrieger, der für die königlichen Flugechsen zuständig war. Die aus dem fernen Reich der vierarmigen Echsianer stammenden Tiere waren in der Scheune untergebracht und bemerkten nun offenbar, dass sich ihre üblichen Reiter näherten. Schon trat die erste Flugechse aus der Scheune. Sie war groß, schlank und tiefschwarz, sowie an manchen Stellen bläulich schimmernd. Jetzt streckte auch eine zweite neugierig ihren Kopf heraus.

»Bei meiner Streitaxt! Die Viecher sind ja vier Pferde lang und andert-halb hoch«, staunte der Chef der Eskorte.

»Ich will jetzt zuerst mit einer Flugechse zur Stellung meines Bruders und des rothaarigen Lausbubs hoch«, erklärte Aron. »Verzeihung, zum kühnen und tapferen Rothar meine ich selbstverständlich«, korrigierte er sich dann gleich.

»Peran könnte die dort oben auch mit dem fliegenden Schiff abholen«, versuchte Ergus noch einmal, Aron umzustimmen. »Wir beide sollten jetzt besser nach Vierstraßen.«

Aber Aron wollte nun, zumindest für kurze Zeit, allem hier entfliehen. Vielleicht wollte er auch den Männern aus Mittelberg mit seinem Ritt auf diesen großen, mit messerscharfen Zähnen versehenen Tieren zeigen, dass er als gleichgeschlechtlich liebender Bursche trotzdem Mut

besaß. Andererseits flog er auch einfach sehr gerne diese fantastischen exotischen Wesen aus Echsian.

»Der schaut die Viecher ja mit glänzenderen Augen an als wir einen Krug Met«, witzelten zwei Mittelberger halblaut.

Ergus zog einen Schinken aus einem Fass neben dem Scheunentor. Das Fleisch war in einer übel riechenden Flüssigkeit eingelegt. Auf seinen Pfiff hin trabte eines der Tiere heran. Aron tat es Ergus gleich, um das zweite Reittier anzulocken. Die Mittelberger traten scheu ein paar Schritte zurück, nur ihr Anführer wollte sich wohl furchtlos zeigen und blieb bei Aron. Der nahm seine Flugechse am Zügel und bat den kräftigen, nicht sehr gepflegten Mann listig, das Tier am Kopf zu kraulen. Dazu musste es das Haupt senken.

»Sie haben ja ganz feines schwarzes Haar«, bemerkte der Krieger. »Ich habe mir immer vorgestellt, dass sie Schuppen hätten. Sogar an ihren Flughäuten sind sie behaart!«

Ergus hatte sich inzwischen auf seine Flugechse geschwungen. »Platz da vorn!«, befahl er.

Die Mittelberger auf dem zum Gehöft führenden Feldweg mussten schnell zur Seite in den Schnee treten, denn schon nahm das Tier Anlauf und breitete seine riesigen schillernden Flügel aus, sodass manche der Männer sich flach in den Schnee warfen. Unter den staunenden Blicken der Mittelberger hob es ab.

»MMMMIIIIUUUU«, dröhnte Arons Echse, die wohl eifersüchtig wurde, weil die andere bereits fliegen durfte. Er streichelte sie zur Beruhigung sanft über die Schnauze, dann kraulte er sie hinter den Ohren. Das beruhigte sie. Dennoch beobachtete sie ihren jungen Reiter nun ganz genau.

»Holen wir Niron ab? Was meinst du, Kurivotat?«

»MIIUIIU!«

»Sie findet die Idee toll. Ihr Name ist echsianisch und bedeutet »der fliegende Krieger«, erklärte er dem Chef seiner Mittelberger Eskorte. »Es ist sowohl eine Sie als auch ein Er: Wie alles Echsianische ist es ein Zwitter.«

»Verrückt!«, meinte der Mann.

»Der Funker geht mit dem Flugechsenzug nach Vierstraßen und ihr Mittelberger bleibt über Nacht hier!«, befahl Aron. Dann wandte er sich wieder seinem Reittier zu: »Raka, Kurivotat!«

Die Flugechse ging mit dem vorderen Beinpaar in die Knie. Aron stell-

te seinen Fuß in den Steigbügel und schwang sich auf das Tier, das sich daraufhin wieder aufrichtete.

»Volak, Kurivotat!«, befahl er auf Echsianisch, soweit er als Mensch diese Laute überhaupt halbwegs verständlich nachahmen konnte. Die Flugechse nahm Anlauf und breitete die Flügel aus. Wieder zogen die neugierigen Mittelberger ihre Köpfe ein. Aron konnte zwischen seinen Beinen spüren, wie die Muskeln des majestätischen Tieres arbeiteten. Und dann hob es mit einigen kräftigen Flügelschlägen ab.

Als Aron der frische Wind ins Gesicht wehte, fühlte er sich leicht und frei. Die Schrecken der Schlacht schienen ihm nun fern. Er lenkte Kurivotat zurück über die Dächer des Gehöfts, dann zu den steilen Wänden des östlichen Tafelbergs. Nur an einzelnen kleinen Vorsprüngen krallten sich ein paar Tannen in die schroff und abrupt aus der Ebene aufragende Felswand. Ein Wasserfall war längst zum gigantischen Eiszapfen gefroren.

Mit kräftigen Flügelschlägen gewann die Echse schnell an Höhe. Aron spürte in seinem Ohr, wie der Luftdruck nachließ und der kalte Wind schmerzte an seinem Kinn. Unvermittelt durchstießen sie einen Hochnebelsetzen, der sich wohl eben erst gebildet hatte. Einen Moment lang flogen sie durch das Grau, dann lag der klare Himmel über ihnen. Jetzt konnte Aron auch die Stellung seines Bruders Niron genauer erkennen; sie befand sich oben an der Klippe. Und nicht weit entfernt schwebte wie ein gigantischer Rabe aus einem Märchen die *Pfeil von Arganus*.

Aron zog seinen Kommunikator aus der Hosentasche und meldete sich bei Peran – einfach so, weil er es liebte, dessen Stimme zu hören. Es mochte vielleicht kindisch sein, wenn sie einander alle halbe Stunde anriefen, doch wenn Aron länger nichts von seinem Freund hörte, dann begann die Sorge um ihn immer stärker zu werden. Peran gab zu, dass es ihm genauso ging: Auch in seinem Kopf produzierte dieselbe Sorge immer absurdere Horrorgeschichten, was Aron Schlimmes passiert sein könnte, je länger sie beide ohne Nachricht voneinander getrennt waren.

Aron gab seinem Geliebten Bescheid, er solle bei Vierstraßen landen und nachdem er ihm noch versprochen hatte, die Flugechse nicht zu wild zu reiten, trennte er die Verbindung. Seine rechte Hand wurde langsam klamm, denn sein Handschuh lag wohl noch irgendwo im Straßengraben. Er musste sie mit dem Kommunikator zusammen in die Hosentasche stecken, um sie vor der Kälte zu schützen – so blieb ihm nur die linke Hand, um die Flugechse zu Niron hinauf zu lenken.

Zwischen der bewaldeten Ebene oben auf dem Tafelberg und dem Abgrund lag ein Streifen aus felsigem Boden, der frei von Bäumen war. Eine Gruppe Mittelberger unter der Aufsicht eines rothaarigen Bürschchens war gerade mit vereinten Kräften dabei, eine neue Rakete auf das Abschussgestell zu hieven. An den Felsen gleich darunter bemerkte Aron einen hausgroßen Rußfleck. Hier schien ein feindliches Geschoss die Stellung nur knapp verfehlt zu haben.

Die Flugechse rührte – sie scheute vor dem langen, spitzen Ding, mit dem dort hantiert wurde. Aron musste sie zum anderen Ende der Felsenplatte lenken. Ein junger Mann – blond und langbeinig wie Aron selbst, aber kräftiger an Schultern und Oberarmen – trat nun aus dem Wald: Niron. Ein Soldat versuchte unterdessen, neben Niron gehend, an dessen lederner Offiziers-Uniformjacke den Ärmel wieder anzunähen.

Arons Puls beschleunigte sich. Kaum war Kurivotat gelandet, rannte er zu seinem Bruder. Auch der Bursche Rothar von Mittelberg eilte herbei. Einige zum Schutz der Raketenstellung im angrenzenden Wald verschanzten Männer riefen sich zu: »Aron ist hier!« Dieser drückte seinen ungewöhnlich nachdenklichen Bruder Niron zuerst und fragte dann, was passiert sei.

»Todeskutten haben uns überfallen. Es war schlimm, aber wir haben die Stellung gehalten«, berichtete Niron und deutete in den Wald, wo bei einem Lagerfeuer einige Gefallene für eine Totenzeremonie vorbereitet wurden.

»Wir haben die Kutten und ihre Landsknechte fertiggemacht, Aron!«, ergänzte Rothar mit dem typischen Funkeln in seinen Lausbubenaugen.

Der Soldat hatte seine dilettantischen Näharbeiten abgeschlossen und Niron fasste sich an derselben Stelle gleich wieder an den Oberarm.

»Wehleidig, Drechsler?«, neckte der rothaarige Bursche. »Du hast doch das Elixier des Himmelsfährmanns in dir – da heilt so ein Schwerthieb doch im Handumdrehen!«

Mit dem Spitznamen »Drechsler« spielte er darauf an, dass Arons Zwillingsbruder Niron nicht als Prinz aufgewachsen war, sondern aufgrund einer Palastintrige seine Kindheit in einer Drechslerei verbracht hatte, bevor er, ohne Erlaubnis seines damaligen Meisters, als Schiffsjunge angeheuert hatte.

»Die Todeskutte hätte mir beinahe den Oberarm abgetrennt«, berichtete Niron und fügte dann in trotzigem Tonfall hinzu: »Aber jetzt liegt sie am Fuß des Abgrunds und ich stehe noch hier oben.«

»Ich hab gar nicht gewusst, dass man bei den Piraten so gut fechten lernt, dass man es sogar mit einer Todeskutte aufnehmen kann«, ergänzte Rothar, als würde er fröhlich von einem Lausbubenstreich berichten.

»Rothar! Ich bin auf einem Handelsschiff gesegelt! Dessen Geschäfte waren zugegebenermaßen nicht ganz sauber, aber ich war nicht bei Piraten!«, gab Niron genervt zurück.

»Ja, ich weiß: Das waren nur Seeleute mit besonderem Durchsetzungsvermögen«, frotzelte Rothar weiter.

»In deinem Wirrkopf vermischen sich dauernd irgendwelche Abenteuergeschichten mit der Wirklichkeit«, beschwerte sich Niron.

»Ergus erwartet uns in Vierstraßen!«, unterbrach Aron die Neckerei.

Nach ein paar Worten der Anerkennung zu den Soldaten hier oben stiegen sie alle drei auf Kurivotat. Aron ließ wegen seines fehlenden Handschuhs Niron die Flugechse lenken, auch wenn dieser damit deutlich weniger Erfahrung hatte als er selbst. Normalerweise wären drei Reiter für eine Flugechse zu schwer gewesen, aber die Zwillinge waren lang und dünn und Rothar nur eine halbe Portion. Es kursierten beim Feind etliche Schmähedichte wegen diesen »Bürschchen«, die an die Stelle der altherwürdigen Könige und Kaiser getreten seien.

Die Flugechse stieß sich trotzdem nur unter Protest vom Rand der Klippe ab und ging in einen Gleitflug über. Die Dämmerung hatte inzwischen begonnen und neben dem Himmlischen Paar zeigten sich nun bereits die hellsten Sterne des Nachthimmels, darunter auch Arons Lieblingsstern Regulus. Der solle auf der Ursprungswelt Erde genauso heißen, hatte ihm vor ein paar Monaten erst der Himmelsfährmann Argan persönlich berichtet.

Der Hochnebel bildete sich so schnell zwischen den Tafelbergen, dass man meinen konnte, er wolle dem Himmlischen Paar den Anblick des Schlachtfeldes ersparen. Neben ihnen ließ Peran die *Pfeil von Arganus* durch das graue Meer hinabgleiten. Kurivotat fixierte misstrauisch das riesige, lang gezogene Schiff, das nun im Nebel verschwand und die Wolken zu zwei scheunengroßen Rädern verwirbelte. Die Flugechse, die mit den drei Burschen auf dem Rücken nur abwärts gleiten konnte, durchstieß nun ebenfalls die Schicht. Unterhalb war die Dämmerung schon fortgeschrittener als oben auf dem Tafelberg. Schlitten und Wagen waren unterwegs, um Verwundete zu bergen und ein Meer aus Lagerfeuern erhellte bereits die schneebedeckte Ebene. Soweit Aron es erkennen konnte, wa-

ren dies die Feuer ihrer eigenen Truppen, doch der Feind stand bestimmt nicht weit entfernt.

Die Häuser des Dorfes Vierstraßen am unteren Ausgang des Tals waren von einer militärisch bedeutungslosen Mauer umfasst. Ein vom östlichen Tafelberg herabführendes steinernes Aquädukt querte das Dorf, sein Wasser war aber zum größten Teil nicht für das Dorf, sondern für die heilige Stadt Peretanus bestimmt. Die Stadt war auf einer Halbinsel erbaut und beherrschte die Meerenge zwischen dem Ozean und dem Meerbusen, aber mit Vierstraßen versperrte Aron den Landzugang zu dieser Stadt und somit auch ihre Versorgung mit Süßwasser.

Auf Arons Bitte hin lenkte Niron die Flugechse nicht direkt ins Dorf am unteren Ende der Ebene zwischen den Bergen, sondern zur *Pfeil von Argannus*, die soeben auf einem Feld außerhalb der Mauern aufgesetzt hatte. Der kraushaarige Peran eilte bereits der Treppe herab, die sich an der Backbordseite des Schiffes entfaltet hatte. Er war der Einzige an Bord gewesen, denn an Bord der *Pfeil von Argannus* diente keine Besatzung. Das Schiff musste auch nicht bewacht werden, denn es war selbst in der Lage, Unbefugten den Zutritt zu verwehren.

Als die Echse gelandet war und Peran Kurivotat zur Begrüßung kralzte, bemerkte er Arons aufgeschnittenen Ärmel – und Nirons Jacke sah noch schlimmer aus.

»Mann! Also ist euch beiden doch was passiert!«, tadelte er, während alle abstiegen. »Du und dein Zwillingsbruder, ihr solltet wirklich vorsichtiger sein«, wandte er sich nun direkt an Aron.

Aron legte seinen Arm um Perans Bauch, der sich kurz die Wunde anschaute und sich vergewisserte, dass sie schon so gut wie geheilt war. Dies war einen Kuss wert – oder auch zwei. Nachdem er und Rothar sich nur mit einem Handschlag begrüßt hatten, drückte Peran auch Niron. Aron fiel auf, dass diese Umarmung länger dauerte als üblich. Offenbar hatte auch Peran den Eindruck, Niron gehe es heute Abend nicht gut. Das Grauen der Schlacht und der Angriff der fanatischen Todeskutten mussten ihm zu schaffen machen. Doch hier in der Öffentlichkeit konnten sie darüber nicht sprechen: Für ihr Heer mussten sie sich stets als selbstbewusste Anführer geben und durften keinerlei Schwäche zeigen.

Da Peran heute keine Flugechse hatte reiten können, durfte er Kurivotat wenigstens am Zügel nach Vierstraßen hineinführen. Auf dem Weg dorthin sahen sie, wie überall Verletzte geborgen wurden. Rund um die

Einschläge der Raketen herum konnte Aron arg verstümmelte Leichen erkennen – auch solche in der Uniform der klerikalen Landsknechte. Dem Feind war es also kurzzeitig gelungen, bis an die Mauern von Vierstraßen vorzustürmen. Dies führte Aron vor Augen, wie sehr die Schlacht auf Messers Schneide stand. Eilig wurden die Verletzten auf Karren in die Ortschaft gefahren oder zu Zelten vor der Dorfmauer, denn in der bevorstehenden langen Nacht würden sie sonst im grimmigen Frost erfrieren. Keiner hatte jetzt Zeit, sich vor den hohen Herren zu verneigen, denn die wärmenden Strahlen der bald untergehenden Sonne erreichten die Felder zwischen den Tafelbergen bereits nicht mehr.

»Niron, kämpfen die Kleriker eigentlich deshalb gegen uns, weil wir herausgefunden haben, dass wir uns nicht im Zentrum des Universums befinden, sondern Arganus nur der Mond eines riesigen Planeten ist, der seinerseits um die Sonne kreist?«, fragte Peran, während Niron im Vorbeigehen von einem Offizier mit den Worten gelobt wurde: »Die Raketen haben die Wende gebracht.«

»Und deshalb, weil wir wissen, dass der grelle Doppelstern an unserem Himmel kein Götterpaar ist, sondern nur zwei Kugeln aus heißem Gas«, wusste Rothar.

»In der Schlacht hier geht es um den Kaiserthron von Arganus. Den Streit um die Weltbilder benutzt der Vater aller Erzpriester, um uns vor Landsknechten und den Gläubigen als Ketzer darzustellen. Er lügt seinen Anhänger vor, er wolle den Thron nicht für sich persönlich will, sondern um das Schöpfungswerk des Himmlischen Paares vor uns Gott- und Sittenlosen zu schützen«, erklärte Aron. »Den Gedanken, auf irgendeinem Mond zu leben, verkauft er den Gläubigen als des Scheiterhaufens würdige Blasphemie und stachelt sie so an, für sich in den Krieg zu ziehen.«

»Wie kann er aufgrund einer Lüge so viele Leute gegen uns mobilisieren? Wie Ihr wisst, Fürstherzog Rothar, haben die Zwillinge und ich Derana, den Planeten, um den wir im Laufe eines Tages kreisen, mit eigenen Augen gesehen, als wir die *Pfeil von Arganus* auf der anderen Seite der Welt fanden«, erinnerte sich Peran.

»Es geht für ihn schon um mehr als nur darum, seinen Feind schlechtzumachen. Die Frage nach dem astronomisch richtigen Weltbild rüttelt eben schon auch an seiner Glaubwürdigkeit als oberster Priester. Die Macht des Klerus beruht auf den angeblich vom Himmlischen Paar diktierten Schriften. Wenn dieses heilige Buch auch nur an einer Stelle irrt,

dann verliert die Religion ihre Unfehlbarkeit und damit wäre auch ihre Macht dahin«, erklärte Aron.

»Seine Macht ist in der Tat dahin!«, meinte Rothar und deutete auf einige tote Landsknechte, die bei einem Doppelkreissymbol der Berexeriker abgelegt wurden und von einem Priester in weißem Gewand ins Jenseits geleitet wurden. Auch ein paar Soldaten der eigenen Armee neigten im stillen Gebet ihre Köpfe.

»So einfach ist das leider nicht, Rothar!«, wandte Niron ein. »Wenn du recht hättest, dann würden unsere eigenen Leute hier nicht vor dem Doppelkreissymbol für die Seelen der Gefallenen beten.«

Hinter den Mauern des Dorfes wurde in den Scheunen und Ställen gekocht und gleichzeitig wurden Verwundete versorgt. Ein Offizier disziplinierte mit harter Kommandostimme eine Wache: Die Schlacht sei unentschieden und man dürfe jetzt nicht unachtsam werden, mahnte er. Auf dem Dorfplatz stand ein Brunnen unter einem großen Arganusbaum. Diese Bäume gaben Arons Land ihren Namen. Aus dem Brunnen sprudelte dampfendes Thermalwasser. Pferde wurden dort getränkt und eine Gruppe aus untersetzten grünen Knatschen war dabei, das Geschirr aus einer Feldküche zu reinigen. Neben Menschen und Echsianern waren die Knatschen die dritte intelligente Spezies, die der Himmelsfährmann vor Jahrtausenden auf diese Welt gebracht hatte.

In einem Gasthaus an diesem Platz lag auch Arons Hauptquartier. Das Haus stand unter drei Steinbögen des hoch über dem Dorf verlaufenden Aquädukts: Seine Fachwerkfassade war an zwei Stellen von den schweren Steinmauern der Pfeiler unterbrochen. Unter dem mittleren Aquäduktbogen befand sich der Eingang, ein paar Steinstufen führten hoch zu einer schweren Tür. Kurivotat wurde nun von einem Flugechsenmeister übernommen und zwei Zaronen beim Eingang nahmen Haltung an, als die jungen hohen Herren durch die Tür traten.

Aron holte tief Luft. Nun würde er mit Ergus die Lage besprechen müssen – der kurze Flugechsenritt und die schönen Momente mit Peran und seinem Bruder waren leider schon wieder vorbei.

Gay Crime



Magdalena Fritz

ISBN: 978-3-95949-042-9

284 Seiten

eBook 5,99 EUR

Print 14,90 EUR

Mord in Hamburgs Schwulenmilieu. Das überraschende Coming-Out des leitenden Staatsanwalts Dr. Johannes Wagner und das Eingeständnis, den toten Russen gekannt zu haben, bringen ihn in den Fokus der ermittelnden Beamten. Doch Danil Sorokin, ebenfalls russischer Abstammung und neuer Kollege in der Hamburger Mordkommission, will nicht an Wagners Schuld glauben. Bei seinen Ermittlungen im Mordfall und in eigener Sache begibt er sich auf gefährliches Terrain. Ist der Staatsanwalt tatsächlich unschuldig und welche Gefahr geht wirklich von ihm aus? Kann sich Danil, der sich bisher in der Hetero-Welt zu Hause fühlte, der kühlen Arroganz des Mannes entziehen oder werden ihm die eisgrauen Augen gefährlich?

Vorsicht: Kann zu unkontrollierten Anfällen von Spannung, Leselust und Unterhaltung führen! Gelegentlich romantischer Zuckergussalarm.

LESEPROBE

GEFÄHRLICHES PFLASTER HAMBURG

PROLOG

29. August 1992

»Familie Sorokin, Sie möchten sich schon verabschieden?« Erstaunt über den frühen Aufbruch geht der Gastgeber auf die kleine Familie zu.

»Tut mir leid, Herr Wagner, aber meiner Frau geht es heute Abend nicht so gut. Die Schwangerschaft setzt ihr doch ganz schön zu.«

Liebevoll streicht Dmitri Sorokin über den runden Bauch seiner Frau Katharina.

»Vielen Dank für diesen wunderschönen Abend und für das wunderbare Essen. Wir haben diese Stunden hier bei Ihnen sehr genossen.«

»Das stimmt«, fällt der 6-jährige Danil seinem Vater ins Wort. »Das Baden im Pool hat wieder riesigen Spaß gemacht. Nur dass Jo heute nicht mit mir spielen wollte, fand ich nicht so toll.«

»Jo ist ja schon groß und da will man dann nicht mehr so oft mit kleineren Kindern spielen. Das wirst du irgendwann selbst feststellen.« Ebenso liebevoll, wie vorher über den schwangeren Bauch seiner Frau, streicht Dmitri Sorokin nun über den Kopf seines Sohnes. »Ich will mich noch von ihm verabschieden.«

Mit diesen Worten tobt Danil durch die Eingangshalle und dann die Treppen hinauf in das Jugendzimmer von Johannes Wagner, dem Ältesten der drei Wagner – Kinder. Die Zwillinge Elisabeth und Florian sind nur zwei Jahre älter als Danil. Aber so oft die Sorokins im Haus Wagner zu Gast waren, suchte Danil die Nähe des sieben Jahre älteren Jungen.

»Jo, wir müssen jetzt nach Hause. Spielst du beim nächsten Mal wieder mit mir?«, fragt Danil hoffnungsvoll.

»Mal sehen, ob ich dann Lust dazu habe«, antwortet der Teenager herablassend, ohne das Spiel an seiner Spielekonsole zu unterbrechen.

Nach einem kurzen Moment, in dem Danil unschlüssig in der Tür stehen bleibt, steht Johannes auf, geht auf Danil zu und wuschelt ihm durch das halblange rotbraune Haar.

»Hey Kleiner, mach's gut, wir sehen uns. Und dann werde ich auch wieder mit dir spielen. Versprochen.«

Froh über dieses Versprechen, läuft Danil zu seinen Eltern zurück, fasst beide an der Hand und zieht sie Richtung Ausgang.

»Nun kommt endlich, ich bin müde.«

Lachend lassen sich Katharina und Dmitri Sorokin von ihrem Sohn zum Auto führen. Sie winken dem Gastgeberpaar Wagner zu, als sie mit ihrer Limousine langsam am Hauseingang vorbei Richtung Ausfahrt rollen.

~*~

Zügig lenkt Sorokin den Wagen über die Schnellstraße von Blankenese, in dem das Anwesen der Wagners liegt, Richtung Altona, wo sie vor sechs Jahren ihr hübsches Stadthaus bezogen haben. Etwa zwei Drittel der Wegstrecke haben sie bereits hinter sich gebracht, als der Russe plötzlich einen großen Wagen hinter sich bemerkt, der schnell immer näher kommt. Bevor Sorokin überhaupt reagieren kann, rammt der große Wagen die schnittige Limousine, sodass diese ins Schlingern gerät. Als die Limousine gleich darauf einer seitlichen Attacke ausgeliefert wird, ist es für ihn unmöglich geworden, den Wagen wieder unter Kontrolle zu bringen. Dieser fliegt aus der Kurve und rast ungebremst auf einen Baum zu. Ein großer Knall lässt die Nacht erbeben, dann ist Totenstille.

~*~

Nur wenige Sekunden später hält eine Frau mittleren Alters an der Unfallstelle. Sie tritt an die völlig zerstörte Limousine heran und erkennt schemenhaft drei Personen im Inneren des Wagens. Da sich die Türen nicht öffnen lassen, ruft sie aufgelöst nach den Insassen, erhält jedoch keine Reaktion. Umgehend alarmiert sie die Rettungskräfte, die schon nach wenigen Minuten die Unfallstelle erreichen. Der kleine Junge, der auf der Rücksitzbank in seinem Kindersitz angeschnallt sitzt, und der schwerverletzte Fahrer des Wagens, welcher kurze Zeit später an den Folgen des Unfalls stirbt, werden in das nahe gelegene Klinikum gebracht. Für die schwangere Frau auf dem Beifahrersitz kommt jede Hilfe zu spät.

1. KAPITEL

10. Mai 2014

Hamburg, die Stadt meiner Kindheit, meiner Albträume und meiner geheimsten Träume. 22 Jahre lang habe ich mich hierher zurückgesehnt. 22 Jahre, in denen ich nur ein Ziel verfolgte: den Tod meiner Eltern aufzuklären.

Vor einer Woche nun war es endlich soweit. Ich habe in Süddeutschland, nach erfolgreichem Abschluss meines Kriminalistikstudiums, alle Zelte abgebrochen und bin hierher nach Hamburg gezogen.

Bevor ich am Montagmorgen meinen Dienst bei der Hamburger Mordkommission antrete, werde ich es mir heute jedoch noch mal so richtig gut gehen lassen. Ich bin ein absoluter Sportfreak. Muskeltraining im Fitnessstudio, Schwimmen, Laufen und Fahrrad fahren. Das sind meine absoluten Favoriten. Bei mir um die Ecke habe ich ein Fitnessstudio entdeckt, in dem ich sowohl meine Muskeln trainieren, als auch Schwimmen kann. In diesem Studio habe ich heute um 10.00 Uhr meine erste Probetrainingseinheit.

Ich bin gerade dabei, alle notwendigen Anmeldeformulare auszufüllen, als ein Mann in einem schwarzen Anzug, mit weißem Hemd und dunkelblauer Krawatte das Studio betritt. Wow. Was für ein attraktiver Kerl, denke ich. Sein Alter schätze ich auf Anfang 30. Er ist ca. 1,90 m groß und von kräftiger Statur, hat kurzes dunkelbraunes, leicht gewelltes Haar und trägt eine schwarz umrandete Kunststoffbrille. Ein Schönling, der sicher von allen Frauen umschwärmt wird. Für genau solch einen Typen hat mich meine letzte Freundin verlassen.

Bisher hatte ich kein großes Glück bei den Frauen. Die große Liebe, bei der man alles um sich herum vergisst, man nur noch für den anderen da sein will, ist mir bisher leider nicht begegnet.

»Hallo Johannes, ich habe dich lange nicht gesehen, weder hier beim Trainieren, noch in den Clubs. Wann gehst du mal wieder auf die Piste?«,

reißt mich Felix, der Trainer, mit seiner Stimme aus meinen Gedanken.

»Weiß noch nicht«, antwortet Johannes ziemlich mürrisch und kurz angebunden. Ohne eine Antwort abzuwarten, verschwindet er in der Umkleidekabine.

»Weißt du, Felix, die Einweisung an den Trainingsgeräten, so wie es hier in den Formularen steht, benötige ich eigentlich nicht. Ich trainiere seit sieben Jahren im Fitnessstudio und kenne mich mit allen Geräten bestens aus«, sage ich zu Felix, während ich meine Unterschrift auf den Vertrag setze.

»Tut mir leid. Aber aus versicherungstechnischen Gründen bin ich dennoch dazu verpflichtet, dich an jedem Gerät einzuweisen. Da kommst du nicht drum herum. Geh dich schon mal umziehen, Danil, ich bin dann auch gleich bei dir«, gibt Felix zurück.

Als ich in meinen kurzen Shorts und dem enganliegenden Muskelshirt den Trainingsraum betrete, ertönt ein leiser Pfiff aus Felix' Richtung. Mit anerkennenden Blicken scannt er mich von oben bis unten ab. Und auch Johannes mustert mich. Wenn er es auch nicht so deutlich wie Felix zeigt, kann ich in seinem Gesicht dennoch Anerkennung lesen. Obwohl ich weiß, dass ich gut aussehe, das jahrelange Training muss sich ja auch irgendwann bemerkbar machen, ist mir die Reaktion dieser beiden Männer sehr unangenehm. Mit meinen 1,85 m bin ich zwar nicht sehr groß, doch meine breiten Schultern, die schmale Taille und meine ausgeprägte Rückenmuskulatur geben ein gutes Bild ab. Zum Glück habe ich trotz meiner rotbraunen Haare und der hellen Haut keine Sommersprossen, sodass auch mein Gesicht mit den grünen Augen recht ansprechend ist. Ich bin es gewohnt, dass ich Frauen gefalle und sie mich oft bewundernd anschauen. Das macht mir nichts mehr aus. Ganz im Gegenteil, solche Situationen kann ich sogar genießen. Es ist aber durchaus etwas anderes, wenn Männeraugen mit so großem Interesse über meinen Körper ziehen. Das bringt mich völlig durcheinander, da ich es so bewusst noch nie wahrgenommen habe. Was mich jedoch noch mehr irritiert, ist die Tatsache, dass die Blicke der beiden ein leichtes Kribbeln in meinem Bauch auslösen und mir die Röte im Gesicht hochsteigt.

»Was ist, Felix, wollen wir hier festwachsen oder zeigst du mir nun endlich dein Reich?«

Mit diesen Worten wische ich meine Verlegenheit fort und Felix erinnert sich wieder daran, weshalb wir hier sind. Er schlüpft in seine Trainer-

rolle und weist mich außerordentlich zuvorkommend in alle Trainingsgeräte ein.

Johannes und ich trainieren die nächste Dreiviertelstunde ohne ein Wort zu sagen. Einzig das Keuchen, als Zeichen unserer Anstrengungen bei den Übungen, erfüllt den Raum. Hin und wieder kann ich aus den Augenwinkeln erkennen, dass er mir verstohlene, nicht gerade freundliche Blicke zuwirft. Seine Mimik wirkt geradezu abweisend.

Trotzdem fasse ich mir ein Herz und spreche ihn an. »Hey Johannes, ich habe vorhin gehört, dass du manchmal in den Clubs hier unterwegs bist. Ich bin neu in der Stadt und kenne mich noch nicht so aus. Kannst du mir einen Tipp geben, wohin man samstagabends gehen kann? Vielleicht könnten wir ja mal zusammen losziehen?«

Oh Mann, wenn Blicke töten könnten. Ich erstarre innerlich, als ich in seine kalten, eisgrauen Augen sehe. Mit leiser Stimme und unter größter Anstrengung, seine Atmung zur Regelmäßigkeit zu zwingen, antwortet er mir.

»Ich wüsste nicht, dass wir schon in der Sandkiste gespielt haben oder uns sonst irgendwie näher kennen. Also sehe ich auch keine Veranlassung dafür, dass wir uns duzen. Und mit Sicherheit können wir heute Abend *nicht* zusammen losziehen. Sie müssen Hamburg schon selbst erkunden.«

Damit ist er fertig mit mir und konzentriert sich wieder auf seine Übungen.

Völlig perplex und sprachlos, mit hochrotem Kopf und heißen Ohren, lasse ich mich auf die Hantelbank zurücksinken und mache wie ferngesteuert mit meinen Wiederholungen der Flys weiter. Was ist das für ein arrogantes Arschloch? Ich kann es nicht fassen, dass der mich einfach so abserviert hat. Gerade weil wir noch nicht in der Sandkiste gespielt haben, gibt es doch keinen Grund, so unfreundlich zu sein. Wir kennen uns doch überhaupt nicht. Nach diesem Spruch eben habe ich allerdings auch nicht mehr das Bedürfnis, ihn näher kennenzulernen. Ich hoffe, dass mir dieser Typ nicht allzu oft beim Training über den Weg läuft. Der kann einem echt die Stimmung vermiesen.

So nach und nach füllt sich das Studio. Die Neuankömmlinge werden von Mister Arroganz, ich finde den Namen sehr passend, freundlich und mit einer Spur Zurückhaltung begrüßt. Anscheinend kann er doch nett sein. Nur zu mir nicht, warum auch immer. Dieser Typ geht mir einfach nicht aus dem Kopf und je länger ich darüber grübele, desto wütender

werde ich. Also verschwinde ich unter die Dusche, ziehe meine Badehose an, schnappe mir meine Schwimmbrille und springe ins Becken.

Schwimmen ist mein absoluter Lieblingssport. Kraftvoll ziehe ich meine Bahnen, kann mich völlig auspowern und fühle mich trotzdem leicht. Beim Schwimmen verflüchtigen sich alle schlechten Gefühle und schwer-mütigen Gedanken. Da bin ich völlig im Reinen mit mir.

Als ich nach 45 Minuten Kraulen mit leichtem Brustschwimmen auf normale Pulsfrequenz runterkomme, bemerke ich Mister Arroganz neben mir. Er ignoriert mich vollständig, was mich nicht stört, denn meine Wut ist verraucht. Ich verschwinde jetzt von hier und werde mir noch ein schönes Wochenende machen, ohne einen Gedanken an Mister Arroganz zu verschwenden.

2. KAPITEL

Montag früh bin ich lange vor dem Klingeln des Weckers wach. Mein größter Wunsch war es immer, bei der Mordkommission in Hamburg eine Stelle zu bekommen. Ich wusste, dass dieses Ziel sehr hoch gesteckt war, doch trieb mich mein eiserner Wille durch die harte langjährige Ausbildung. Wenn ich ein Tief hatte, brauchte ich mir nur in Erinnerung zu rufen, wofür ich diese Strapazen in Kauf nehme, und schon stieg meine Motivation wieder. Wenn Klausuren oder Prüfungen anstanden, habe ich links und rechts von mir nichts mehr wahrgenommen, sondern von morgens bis abends gebüffelt. Wahrscheinlich habe ich damit auch immer wieder meine doch recht zahlreichen Freundinnen vertrieben. Die konnten allesamt nicht verstehen, dass mir das Lernen wichtiger war, als meine freie Zeit mit ihnen zu verbringen. Ich habe es dennoch nicht bereut, da ich im Grunde genommen auch nichts vermisst habe. Heute bin ich da, wo ich hinwollte. Die Anstrengungen und die mir selbst auferlegten Ent-behrungen haben sich definitiv gelohnt. Ich habe mein Ziel erreicht und in Zukunft alle Zeit der Welt, mit Frauen auszugehen, mich zu vergnügen und hoffentlich meine große Liebe zu finden.

~*~

Rechtzeitig mache ich mich mit dem Fahrrad auf den Weg, um nicht völlig durchgeschwitzt im Präsidium anzukommen. Nach ca. 30 Minuten Fahrzeit stehe ich pünktlich um 07.50 Uhr vor der großen Eingangshalle. Mein zukünftiger Chef erwartet mich um 08.00 Uhr in seinem Büro.

Nun, da ich hier stehe und die rote Backsteinfassade hinaufsehe, überfällt mich die Nervosität schlagartig. Ich suche mir noch schnell ein WC in diesem riesigen Gebäude, um mich frisch zu machen, aber vor allen Dingen, um meine feuchten Hände zu waschen. Eine Minute vor acht klopfe ich schließlich an die Tür des Kriminaloberrats Jens Kuberau. Nachdem ich ein leises »Herein« vernommen habe, betrete ich das Büro. Ein Mann, ich schätze ihn auf Mitte Fünfzig, kommt auf mich zu und begrüßt mich freundlich.

»Hallo Herr Sorokin, ich freue mich, dass Sie da sind. Nehmen Sie doch bitte Platz. Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten? Wir haben noch ein bisschen Zeit, uns miteinander zu unterhalten, bevor wir dann um 09.00 Uhr einen Termin beim Staatsanwalt haben. Dr. Wagner wollte es sich nicht nehmen lassen, Sie an Ihrem ersten Tag hier willkommen zu heißen.«

Ein Kaffee ist jetzt genau das Richtige, um meine Nerven zu beruhigen. Das sage ich Kuberau auch genauso und er lächelt mich offen an.

»Ich kann Sie gut verstehen. Mein erster Tag im Arbeitsleben ist zwar schon eine Weile her, aber ich kann mich noch gut daran erinnern. Ich glaube, so nervös wie damals war ich seitdem nie wieder. Wenn wir nachher die Hürde beim Staatsanwalt genommen haben, bringe ich Sie zu den Kollegen der Mordkommission. Dort werden Sie sich gewiss wohlfühlen. Wir haben ein junges und dynamisches Team vor Ort, das Sie in den ersten Monaten voll in die Ermittlungstätigkeiten einarbeiten wird, bevor ich Ihnen dann Stück für Stück mehr Aufgaben in Ihrer Funktion als mein Vertreter übertragen werde.«

Wir plaudern noch eine Weile ganz ungezwungen. Jens Kuberau ist ein aufmerksamer Zuhörer und ich erzähle ihm von meinem Studium und von den Praktika, die ich den letzten Jahren absolviert habe.

»So, dann wollen wir uns mal in die Höhle des Löwen aufmachen«, scherzt Kuberau nach einiger Zeit.

»Sie sprachen vorhin schon davon, dass der Staatsanwalt mich unbedingt persönlich empfangen möchte und wir damit eine Hürde zu nehmen hätten. Ist Dr. Wagner denn so schwierig?«, frage ich etwas besorgt.

»Nein, eigentlich nicht, wenn man weiß, wie man ihn zu nehmen hat. Er ist noch recht jung und hat schon sehr viel erreicht. Wahrscheinlich funktioniert das nur, wenn man so ist, wie er ist. Er wirkt nach außen sehr kühl und kommt oft recht arrogant rüber. Aber fachlich gesehen ist er einfach unschlagbar. Und man kann mit jedem Problem zu ihm kommen. Er hat immer ein offenes Ohr, und wenn er mal nicht auf Anhieb helfen kann, kniet er sich rein, bis er eine annehmbare Lösung gefunden hat.«

Kühl und arrogant, denke ich, das hatte ich doch vor ein paar Tagen schon mal. Das ganze Wochenende musste ich an diesen Typ aus dem Fitnessstudio denken. Es geht mir einfach nicht in den Kopf, warum der mich so mies angemacht hat und warum ich mich nicht dagegen gewehrt habe. Wobei, angemacht ist vielleicht nicht das richtige Wort. Er hat mich als Person einfach ignoriert und mich spüren lassen, dass ich es nicht wert bin, sich mit mir abzugeben. Diese Situation kratzt ganz schön heftig an meinem Selbstwertgefühl. Ich bin sonst eigentlich nicht auf den Mund gefallen und lasse mir auch nichts bieten. Warum ich allerdings diesem Schnösel am Samstag nichts entgegensetzen konnte, weiß ich bis heute nicht.

Die Höhle des Löwen befindet sich auf dieser Etage, am gegenüberliegenden Ende. Wir gehen über den langen Flur und dabei kann ich erkennen, dass es hier nur Großraumbüros, die lediglich durch große Fensterfronten und Türen voneinander getrennt sind, gibt. Meine zukünftigen Kollegen sitzen wie auf dem Präsentierteller an ihren Schreibtischen und nicken uns freundlich zu, als wir an ihnen vorüber laufen.

»Dr. Johannes Wagner, Staatsanwalt« steht an der Bürotür. Nach einem kurzen Klopfen hören wir ein lautes, mit tiefer Stimme gesprochenes »Ja bitte, kommen Sie rein.«

Mein Chef öffnet die Tür, tritt vor mich in das Zimmer und begrüßt den Staatsanwalt.

»Guten Morgen Herr Dr. Wagner, ich bringe meinen zukünftigen Vertreter mit. Darf ich Ihnen vorstellen«, mit diesen Worten tritt er zur Seite und gibt mir damit den Blick auf den Staatsanwalt frei, »Danil Sorokin.«

So muss es sich anfühlen, wenn man vom Blitz getroffen wird.

Ein gleißender Ruck geht durch meinen Körper, um mich dann von innen heraus zu versengen. Ich will auf der Stelle tot umfallen, als ich erkenne, wer da hinter dem Schreibtisch sitzt. Es ist kein geringerer als Mister Arroganz.

»Guten Morgen Herr Dr. Wagner.«

Nur ein Krächzen verlässt meine Kehle, denn meine Stimmbänder haben sich gerade verabschiedet.

Ich bemerke, wie Mister Arroganz ebenfalls für einen kurzen Moment erstarrt, um sich dann zögerlich aus seinem Stuhl zu erheben. Ein kurzes Flackern geht durch seine Augen, das wohl auf die Überraschung, mich hier zu sehen, zurückzuführen ist. Er hat sich jedoch sofort wieder unter Kontrolle, kommt mit langen Schritten und einem souveränen, aber eindeutig aufgesetzten Lächeln auf mich zu und gibt mir die Hand.

»Guten Morgen Herr Sorokin, ich freue mich, Sie in unserem Kommissariat begrüßen zu dürfen.«

Ob die Freude, gerade mich hier zu sehen, tatsächlich so groß ist, wie er vorgibt, wage ich zu bezweifeln.

Just in diesem Moment klingelt ein Handy. Kuberau entschuldigt sich, doch er muss das Gespräch annehmen, schließlich ist er im Dienst. Die Augen fragend auf Kuberau gerichtet, warten Dr. Wagner und ich ab, bis er das Telefonat beendet und sein Handy wieder weggesteckt hat.

»Tut mir leid, ich muss Sie beide jetzt allein lassen«, entschuldigt sich der Kriminalrat. »Die Kollegen brauchen mich, wir haben einen neuen Fall. Herr Sorokin bitte melden Sie sich später bei mir.«

Und schon ist er zur Tür hinaus. Wahrscheinlich hat er die Spannung, die sich vor weniger als einer Minute in diesem Büro aufgebaut hat, nicht bemerkt.

Der Staatsanwalt und ich stehen uns etwas verloren gegenüber und mustern uns gegenseitig. Wie am Samstag, stelle ich auch heute wieder fest, dass er unheimlich gut aussieht. Er trägt wieder diese schwarze Brille, einen schwarzen Anzug, diesmal ein Hemd in hellem rosa und eine hellgraue Krawatte. Die Krawatte hat dieselbe Farbe wie seine Augen und lässt diese leuchten. Sein Gesichtsausdruck wirkt angespannt, schwer zu sagen, ob er gerade Probleme wälzt oder mein Auftauchen hier verarbeitet. Auf jeden Fall ist das Lächeln von gerade eben wieder verschwunden.

In diesem Moment bin ich froh, dass ich mich heute Morgen für mein weinrotes Hemd und das dunkelgraue Sakko entschieden habe. Zusammen mit der schwarzen Jeans und den schwarzen Hugos fühle ich mich gut angezogen. Meine halblangen Haare liegen nach der Fahrradtour heute Morgen sicher nicht mehr ganz so, wie ich es mir vorstelle, ich schätze aber, dass ich dennoch ein gutes Bild abgebe.

Während ich darauf warte, dass er das Gespräch eröffnet, nehme ich

seinen Duft wahr. Ihn umgibt ein Hauch von Grey Flanell und noch etwas anderem, das ich nicht definieren kann.

Eine leise Sehnsucht ergreift mich und irritiert mich gleichermaßen. Ich nutzte dieses Parfüm ebenfalls, bis meine letzte Freundin mich bat, es auszutauschen. Sie mochte den Duft nicht.

Ist das der Grund, weshalb mir Mr. Arroganz so angenehm in der Nase ist?

»Bitte, Herr Sorokin, setzen Sie sich doch. Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee oder Tee bringen lassen?«, lädt mich Dr. Wagner nach einer gefühlten Ewigkeit verhalten ein.

Ich verneine und setze mich auf einen der Sessel in der kleinen Sitzgruppe. Viel zu weit sinke ich in den Sessel hinein, um mich ihm gegenüber selbstbewusst und aufrecht präsentieren zu können. Ich fühle mich unwohl und ihm völlig ausgeliefert.

Mein Blick fällt auf den Tisch vor mir, auf dem eine Zeitschrift über Segelsport liegt. Ich hefte meinen Blick daran fest, um ihn nicht ansehen zu müssen und frage mich schon wieder, warum er mir gegenüber so kalt und distanziert ist. Gleichzeitig bedauere ich, dass es so ist und wünsche mir, dass wir unsere Kennenlernphase auf Anfang setzen könnten. Mir wäre viel daran gelegen, mit ihm gut auszukommen. Und das nicht nur, weil er der zuständige Staatsanwalt meines zukünftigen Arbeitsbereiches ist.

Dr. Wagner setzt sich auf den zweiten Sessel mir gegenüber. Wohlweislich bleibt er auf der vorderen Hälfte sitzen und überragt mich dadurch um ein ganzes Stückchen. Er sieht mich ausdruckslos an und beginnt mit rauer Stimme:

»Ich freue mich wirklich, dass Sie hier sind.«

Nach einem kurzen Räuspern spricht er leise weiter.

»Die Mordkommission ist zurzeit wegen einiger krankheitsbedingter Ausfälle stark unterbesetzt, und da sind wir natürlich froh über jeden guten Mann, der uns bei unseren Ermittlungen unterstützen kann. Ich habe Ihre Zeugnisse und Beurteilungen gelesen und muss sagen, dass Sie sich für diese guten Ergebnisse meine Anerkennung verdient haben.«

Für einen kurzen Moment sehe ich bei diesen Worten in seinen Augen eine Spur Wärme aufleuchten.

»Danke«, presse ich hervor. »Ich hoffe, dass ich den geforderten Ansprüchen in diesem Kommissariat gerecht werden kann. Ich werde dann auch gleich mal loslegen. Herr Kuberau erwartet mich sicher schon.«

Schwerfällig erhebe ich mich aus dem tiefen Sessel. Obwohl er mich offensichtlich nicht besonders gut leiden kann, wünschte ich, dass ich mich ungezwungen mit ihm unterhalten könnte, um ihn besser kennenzulernen. Ich frage mich, ob er wirklich so cool ist, oder ob er mit seiner Arroganz etwas überspielt, vielleicht Unsicherheit. Nur welchen Grund sollte er haben, mir gegenüber unsicher zu sein? Das passt irgendwie nicht. Diese verdammte Spannung zwischen uns geht mir gehörig auf die Nerven und schlägt mir auf den Magen. Deswegen muss ich auch hier raus. Ich hoffe, er merkt nicht, dass ich regelrecht vor ihm flüchte.

»Aus Ihrer Akte geht hervor, dass Sie bereits eine Wohnung gefunden haben. Das freut mich für Sie. Es ist ja leider nicht immer ganz einfach, passenden Wohnraum in Hamburg zu finden. Ich hoffe, Sie werden sich schnell einleben und sich mit Ihrer Arbeit und Wohnsituation arrangieren. Wenn Sie Probleme haben sollten oder Hilfe brauchen, können Sie sich jederzeit an mich wenden«, bringt Wagner hervor und erhebt sich ebenfalls.

Diese Ansprache kommt so überraschend für mich, dass ich das breite Grinsen, das sich über mein Gesicht zieht, nicht verhindern kann.

»Ich vermute, dass sich dieses Angebot nur auf die dienstlichen Belange bezieht oder haben Sie Ihre Meinung inzwischen geändert?«, entweicht es mir mutig. Dabei schaue ich ihm herausfordernd in die strahlend hellen Augen. Ein leichtes Lächeln umspielt seinen Mund und er antwortet mir leise:

»Wer weiß das schon.«

Mit diesen Worten öffnet Dr. Wagner mir die Tür und ich trete grußlos an ihm vorbei in den Gang hinaus. Ich spüre seinen Blick in meinem Rücken, doch als ich mich noch einmal umdrehe, wendet er sich abrupt ab und verschwindet in seinem Büro. Dennoch habe ich das Gefühl, dass der Graben zwischen uns nicht mehr ganz so tief ist, wie er noch vor zwanzig Minuten war.

Juan Santiago (Hrsg.)

ISBN: 978-3-945118-87-0

476 Seiten

Print HC 39,90 EUR



In letzter Zeit häufen sich seltsame Vorfälle in Karlsruhe. Es kommt immer wieder zu Schießereien, man findet auch Blut – aber keine Leichen. Kriminalkommissar Matthias Schwarze wird von seinem Chef auf die Fälle angesetzt. Bei seinen Ermittlungen lernt er den geheimnisvollen Muri kennen, einen rassigen gut aussehenden Spanier, den mehr als nur ein Geheimnis umranken. Und schon bald dreht sich das Karussell der Liebe, und Matthias rutscht in Kreise, von denen er besser die Finger gelassen hätte ...

Band 1 der “Enzyklopädie der Schatten” enthält die komplette Geschichte von Muri und Matze, plus Charakterbilder (11 Farabbildungen). In den weiteren Bänden der fünfbandigen Enzyklopädie sind außer den Geschichten noch Steckbriefe der Charaktere, Interviews mit den Autoren/-innen, spannende neue Informationen zur “Welt der Schatten” sowie Kartenmaterial enthalten.

Leseprobe

Von der Liebe

Kapitel 1

Matthias

Ich hasse die Nachtschicht.

Müde reibe ich mir die Augen, blinzle und starre erneut auf die Akte, die vor mir auf dem Schreibtisch liegt. Mein trüber Blick wandert zu den Akten, die sich auf meinem Tisch stapeln. Es werden immer mehr. Seit einigen Wochen scheinen die Bandenkriege wieder aufgeflammt zu sein. Den Grund können wir nur raten. Erneut greife ich nach den Fotos aus der Akte, betrachte sie. Eine Seitengasse, deren Straßenlicht kaputt ist. Blut auf dem Boden, den Häuserwänden, den Müllcontainern, die dort stehen. Das wirklich Seltsame an diesem Anblick ist die fehlende Leiche. Literweise Blut, aber kein Opfer. Mit einem angewiderten Schnauben werfe ich die Fotos auf den Tisch. Das bringt nichts. So komme ich nicht weiter.

»Immer noch hier?«

Mit einem Poltern fliegt mein Stuhl nach hinten. Ich bin aufgesprungen und in Verteidigungsstellung gegangen, ohne nachzudenken.

»Hey, ganz ruhig!« Mein Kollege und bester Freund Richard Müller hebt in einer beschwichtigenden Geste die Hände. Seufzend entspanne ich mich wieder, drehe mich um und hebe den Stuhl auf.

»Du hast mich erschreckt«, brumme ich und werfe ihm einen giftigen Blick zu. Richard lacht leise. Missmutig falle ich auf den Stuhl, kippe ihn nach hinten und halte mich mit einer Hand an der Tischkante fest.

»Diese Angewohnheit wird dich irgendwann zu Fall bringen!« Er zwinkert und lächelt. Dann wird er wieder ernst.

»Du sitzt immer noch an den Akten?« Ich nicke. Seit Wochen tue ich nichts anderes. Inzwischen haben wir sechs Tatorte, viel Blut, Zeugenaussagen, aber keine Opfer und keine Täter. Richard schüttelt den Kopf und schnalzt mit der Zunge.

»Mach dich nicht verrückt. Wann hast du das letzte Mal richtig geschlafen? Du siehst aus wie ausgekotzt.«

Erneut werfe ich ihm einen giftigen Blick zu.

»Der Chef tobt schon wie ein wilder Eber, weil wir einfach nicht vorwärtskommen. Die von oben machen auch Druck.« Ich seufze und lehne mich mit dem Stuhl wieder nach vorn, auf alle viere.

»Aber schlaflose Nächte bringen dich auch nicht weiter. Wann hast du das letzte Mal richtig gevögelt? Dir einen Kerl aufgerissen?«, will Richard süffisant grinsend wissen. Ich schüttle unwillig den Kopf. Ich kann mich, ehrlich gesagt, kaum daran erinnern.

»Das habe ich mir gedacht. Du bist unternvögelt!«, konstatiert Richard und grinst dreckig. Ich hebe die Hand und strecke ihm den Mittelfinger entgegen.

»Fick dich!«

»Nee, danke, kein Bedarf. Aber du bräuchtest mal jemanden, der dich durchnimmt!« Er lacht, dreht sich um und schlendert zur kleinen Koch-nische, wo er zwei Tassen Kaffee einschenkt und damit wieder zu mir zurückkehrt. Er setzt sich auf die Tischkante, drückt mir eine Tasse in die Hand. Dankend nehme ich sie entgegen. Richards Blick wird ernst.

»Mensch, Matthias, mach Schluss für heute. Übermüdet kommst Du auch nicht weiter.« Ich nicke langsam. Er hat ja Recht. So müde, wie ich bin, übersehe ich wahrscheinlich einiges. Fehler darf ich mir aber keine erlauben. Der Chef sitzt mir im Nacken und ihm wiederum der Bürgermeister und wer weiß noch alles.

Das Telefon auf meinem Schreibtisch klingelt. Kurz bin ich hin- und hergerissen, ob ich abheben oder einfach nach Hause gehen soll. Mein Pflichtgefühl siegt. Wie immer.

»Schwarze«, belle ich in den Hörer. Ich lausche, dann knalle ich den Hörer auf die Gabel.

»Lass mich raten: Wieder eine Schießerei!«, sagt Richard, steht auf und holt seine Jacke, die er über einen Schreibtisch geworfen hat.

»Am Güterbahnhof. Auf nach Bruchsal!«, rufe ich und man kann mir meinen Enthusiasmus deutlich anhören. Nämlich gar nicht. Eine Viertelstunde später kommen wir am Güterbahnhof an. Mit Blaulicht kann man halt doch so einige Verkehrsregeln brechen, ohne dass man Ärger mit dem Chef bekommt. Richard, der neben mir sitzt, ist irgendwie grün im Gesicht. Ich bin dankbar, dass er mich begleitet, obwohl er Feierabend hat. Falls ich nachher zu müde bin, kann er mich zurückfahren.

Taumelnd steigt Richard aus, macht ganz leise die Autotür zu und lehnt sich tief durchatmend dagegen. Er wirft mir einen erschreckten Blick zu.

»Wo hast du eigentlich deinen Führerschein gemacht?«, will er mit wackliger Stimme wissen.

»Ich habe keinen«, sage ich und gehe zu dem inzwischen hell beleuchteten Tatort.

»Das ist nicht dein Ernst, oder?«, ruft er mir nach. Ich hebe eine Hand und winke ihm. Er flucht, folgt mir aber. Er sollte es besser wissen, er ist nicht nur mein Kollege, sondern auch mein bester Freund.



Am Rand des abgesperrten Bereichs sehe ich unseren Pathologen, Dr. Berger. Ich stelle mich neben ihn, fummle mir das Zigarettenspäckchen aus der Innentasche meiner Jacke, fische eine heraus und zünde sie mir an. Schweigend stehen wir rauchend nebeneinander und beobachten die Forensiker bei der Arbeit.

»Ich könnte mir was Schöneres vorstellen als hier dumm rumzustehen«, unterbricht er das Schweigen und wendet sich mir zu. Er hat braunes Haar, sehr kurz geschnitten und ist an den Schläfen grau meliert. Er ist fast zehn Zentimeter kleiner als ich. Amüsiert stelle ich wieder einmal fest, dass ich ihm auf den Kopf spucken könnte.

»Ja, ich auch. Wieder keine Leiche?«, erkundige ich mich und ahne die Antwort bereits. Berger schüttelt den Kopf. Er zieht an seiner Zigarette, wirft sie zu Boden und tritt einmal drauf.

»Nein. Jede Menge Blut, einiges an Patronenhülsen, aber keine Waffen und keine Leichen. Scheiße, was mache ich eigentlich hier?«, flucht er und rammt frustriert die Hände in die Manteltaschen. Das frage ich mich auch. Ohne Leiche kein Mord. Ohne Opfer keine Spuren. Das wirklich Seltsame an den Tatorten ist, dass nie Spuren gefunden werden. Keine Fasern, Tatwaffe, DNA. Nichts. Nur jede Menge Blut.

»Keine Ahnung!«, sage ich und zucke mit den Schultern. Richard tritt neben mich und schaut ebenfalls den anderen bei der Arbeit zu. Ein Polizist kommt auf uns zu, bleibt vor uns stehen und macht schon den Mund auf, um Bericht zu erstatten. Den Kollegen hier habe ich bereits bei den letzten drei Tatorten gesehen. Wir kennen uns also.

Ich winke ab.

»Lassen Sie mich raten: Notrufe sind eingegangen, weil man Schüsse und Schreie am Güterbahnhof hörte. Als Ihr hier ankamt, habt Ihr die

Szene so vorgefunden, wie es jetzt aussieht. Die Zeugen haben nur was gehört, aber nichts gesehen.«

Verblüfft schließt der Polizist den Mund und nickt verdattert. Ich könnte schreien vor Wut und Frustration. Eine Hand legt sich auf meine Schulter. Richard.

»Komm, das bringt nichts, ich fahr' dich nach Hause.«

Die Wut weicht und macht tiefer Erschöpfung Platz. Wortlos drehe ich mich um und gehe zum Auto zurück. Kurz hebe ich noch die Hand zum Abschiedsgruß, steige ein und knalle die Tür zu. Frierend sitze ich im Auto und wickle mich fester in meine Lederjacke ein. Der April ist ganz schön kalt dieses Jahr. Richard steigt ein. Wortlos startet er den Motor und fährt zurück nach Karlsruhe. Dankbar lasse ich mich tiefer in den Sitz sinken und reibe mir übers Gesicht. Gott, bin ich müde.

»Matthias, wir sind da!« Rütteln an meiner Schulter lässt mich schlaftrunken hochfahren. Verwirrt blicke ich mich um. Wir sind vor meinem Wohnblock angekommen.

»Bin wohl eingeschlafen«, nuschle ich, schnalle mich ab und hieve mich umständlich aus dem Auto. Leises Lachen antwortet mir.

»Komm, ich bring dich noch hoch, bevor du mir im Hausflur einpennst.«

Ich knurre. Zu mehr fehlt mir einfach die Energie. Taumelnd erklimme ich die Stufen bis zur Haustür, fummle meinen Schlüssel aus der Tasche. Eine Hand greift zu, bevor ich das vermaledeite Ding fallen lasse.

»Ich mach das. Du konzentrierst dich darauf, auf den Füßen zu bleiben. Ich will dich nicht die Treppen hochtragen müssen!« Richard lacht und schließt auf. Wie ich es schaffe, bis in meine Wohnung zu kommen, ist mir nicht klar. Ich weiß nur, dass Richard mich in die richtige Richtung dirigiert. Dass ich so ausgebrannt bin, war mir bis zu diesem Augenblick nicht bewusst. Kaum berührt mein Kopf das Kissen, bin ich auch schon weggetreten.



Am nächsten Morgen sitze ich mit tiefen Augenringen in meiner Küche, eine Tasse »Schwarzer Tod« vor mir. Ein Ex sagte mal, dass man mit meinem Kaffee Möbel abbeizen könnte. Recht hatte er. Der Löffel muss drin stehen, sonst ist es kein Kaffee.

Für heute habe ich mich abgemeldet. Ich mach Außendienst. Heißt: Legeres Outfit und dann ab in die einschlägige Szene. Habe mir hier mit der Zeit ein Netz an Informanten aufgebaut. Ohne geht's nicht. Beginnen werde ich am Hauptbahnhof, wo auch der erste Tatort gewesen ist. Und der dritte. Der vierte war am Europaplatz, genau wie der zweite. Die letzten beiden waren am Güterbahnhof gewesen.

Genervt fahre ich mir übers Gesicht. Auf's Rasieren habe ich heute verzichtet, keine Lust. Außerdem kommt es nicht gut, wenn ich mit Strichern und Junkies zu tun habe und dort geschniegelt und gestriegelt auftauche. Da sind die schneller weg, als ich »Amen« sagen kann. Und auf Bullen reagieren sie sowieso nicht gut. Ein Blick auf die Wanduhr verrät mir, dass es kurz nach zehn ist. Zeit, mich auf die Socken zu machen, wenn ich heute noch was in Erfahrung bringen will. Ich habe schon vor einer Weile meine Fühler ausgestreckt und um Informationen gebeten. Der eine oder andere schuldet mir noch einen Gefallen.

Hoffentlich habe ich heute Glück und bringe etwas in Erfahrung. Ich stelle die Tasse in die Spüle, gehe in den Flur und ziehe mir meine heiß geliebte schwarze Lederjacke an. Ich kontrolliere noch, ob ich Schlüssel, Handy und Brieftasche habe, dann bin ich startklar. Mein erster Weg führt zum Hauptbahnhof. In einer der hinteren Ecken finde ich, wonach ich gesucht habe. Erwin, auch »Sick« genannt, einen der Obdachlosen. Als er mich sieht, runzelt er die Stirn, erhebt sich schnell und kommt auf mich zu. Klar, sein Ruf unter den anderen könnte ja leiden, wenn er zusammen mit mir gesehen wird. Ich bleibe an eine Wand gelehnt stehen und warte.

»Morgen Erwin«, grüße ich und grinse ihn an. Er schaut wütend aus.

»Ich heiße Sick, merk dir das endlich Mal, Bulle!«, raunzt er und dreht sich von mir weg. Meine Hand schießt nach vorne und packt ihn am Kragen.

»Ich nenne dich, wie du getauft wurdest. Merk du dir das!« Ich drehe ihn zu mir um, sodass er mir ins Gesicht sehen muss. Er wehrt sich kurzzeitig gegen meinen Griff, gibt aber schnell auf.

»Was willst du? Bist verdammt früh unterwegs!«, mault er und ich muss lächeln. Erwin ist nicht so hart, wie er gerne tut. Er weiß, dass ich das weiß, und das passt ihm gar nicht.

»Ich brauche Infos«, sage ich und warte. Ich hab ihn immer noch nicht losgelassen. Unwillig schüttelt er den Kopf.

»Was krieg' ich dafür?« Ich seufze. Jedes Mal dasselbe. Immer will er verhandeln.

»Ein ordentliches Frühstück. Wie immer. Geld gibt's keines. Das würdest du eh nur versaufen.« Erwin nickt, also lasse ich ihn los. Er steht zu seinem Wort. Das hat die Erfahrung gezeigt. Wortlos stoße ich mich von der Wand ab und gehe in Richtung Bäcker, der am anderen Ende des Bahnhofs ist. Erwin folgt mir, immer darauf bedacht, ein paar Schritte Abstand zu halten. Ist ja nicht gut fürs Image, mit mir gesehen zu werden.

Ich muss schmunzeln. Im Bäckerladen bestellt sich Erwin so viel, dass eine ganze Fußballmannschaft satt werden würde. Mehr als die Hälfte lässt er sich einpacken. Das wird er später unter seinen Freunden verteilen. Ohne mit der Wimper zu zucken, begleiche ich die Rechnung. Ich selbst habe mir nur eine Tasse Kaffee genommen.

Im hintersten Winkel des kleinen Bäckers finden wir noch Platz und Erwin haut direkt rein. Mann, muss der Kohldampf haben. Ich frage mich, wie lange er nichts mehr gegessen hat. Irgendwann hebt er den Kopf und guckt mich an. Ein zufriedener Rülpsen signalisiert mir, dass er fertig ist mit Essen.

»Ich warte«, informiere ich ihn und lehne mich nach vorne, die Unterarme auf den Tisch gelegt. Muss ja nicht jeder gleich mitbekommen, was hier gesprochen wird.

»Ja Mann. Ist ja gut«, motzt Erwin und lehnt sich ebenfalls nach vorne.

»Ich habe mich bei uns mal umgehört. Ich weiß ja nicht, was da läuft, aber die Russen und Albaner geben derzeit relativ Ruhe. Es schwirren ein paar Gerüchte durch die Gegend, aber nichts Konkretes. Kleine Zwistigkeiten wegen Territorium und so, aber außer ein paar kleinen Schlägereien war nichts.«

»Bist du dir sicher?«, hake ich nach. Erwin nickt. Seufzend lehne ich mich wieder auf dem Stuhl zurück. Wenn meine anderen Kontakte dasselbe sagen, habe ich ein Problem. Denn wenn es nicht die üblichen Bandenkriege sind, haben wir weniger als Nichts.

»Allerdings ...«, sagt Erwin leise und blickt auf den Tisch. Neugierig geworden lehne ich mich wieder nach vorne.

»Allerdings?«, helfe ich ihm auf die Sprünge.

»Ich weiß nicht, seit einiger Zeit kursieren Gerüchte durch die Szene.« Wieder bricht er ab. Der Blick ist immer noch auf den Tisch gerichtet. Ich warte. Geduldig. Sonst nicht meine Stärke, aber Drängeln bringt nichts. Sonst macht Erwin den Mund gar nicht mehr auf. Er seufzt, fährt sich mit einer Hand übers Gesicht.

»Wir haben gehört, dass es am Hauptbahnhof nachts extrem gefährlich geworden sein soll. Nicht nur wegen der Schießereien und dem Blut. Bei uns verschwinden Leute. Heute sind sie da, morgen fehlt jede Spur von ihnen. Bei uns aus der Gruppe sind auch zwei verschwunden. Zuverlässige Leute, immer da, immer zu Schandtaten bereit. Einfach weg.« Erwin zuckt mit den Schultern, hebt den Blick und schaut mir direkt in die Augen. Ich kann den Schmerz und die Hilflosigkeit sehen.

»Wieso sagst du mir das erst jetzt?«, frage ich. Ich bin wirklich auf seine Antwort gespannt.

»Glaubst du etwa, ich marschiere einfach beim nächsten Polizeirevier rein und sage denen, dass Leute aus der Szene verschwinden. Was glaubst du, was die machen? Lachen und mich meiner Wege schicken. Und von dir habe ich keine Nummer.« Wütend ballt er die Hände zu Fäusten. Leider muss ich ihm zugestehen, dass er irgendwie Recht hat. Die, die auf der Straße leben, werden ignoriert. Es interessiert niemanden, wenn da jemand verschwindet. Nach dem Motto: Einer weniger. Ich greife zu meiner Brieftasche und nehme ein Kärtchen heraus, drücke es Erwin in die Hand.

»Ruf mich an, wenn wieder jemand verschwindet. Ich will das wissen!«, weise ich ihn an. Er nickt. Ich erhebe mich, nicke ihm noch einmal zu und verlasse den Laden.

Kapitel 2

Matthias

Draußen zücke ich mein Handy und rufe auf der Dienststelle an. Ich habe Glück, denn Richard hat Dienst.

»Moin Richard, Matthias hier. Danke noch mal fürs nach Hause bringen«, begrüße ich ihn. Lachen dringt durch die Leitung.

»Passt schon. Gut geschlafen? Mann, warst du fertig. Hast ja nicht einmal mitgekriegt, dass ich dir noch eine Gute Nacht gewünscht habe.«

»Ja, sorry. Aber was anderes. Sag mal, die Vermisstenanzeigen haben bisher nichts gebracht, oder?«, erkundige ich mich und warte gespannt auf Antwort. Ein anderer Kollege war damit beauftragt worden, das Blut der Tatorte mit der DNA von Vermissten, sofern wir sie haben, abzugleichen.

»Ich ruf' dich gleich zurück, okay? Ich frag mal nach.« Aufgelegt. Ich verlasse das Bahnhofsgebäude und krame meine Zigaretten hervor. Den ersten Zug inhaliere ich tief und genieße es. Ein Laster braucht der Mensch, grinse ich in mich hinein.

»I wish I had an Angel« ertönt es aus meiner Jacke. Richard. Das ging aber schnell.

»Ja?«, melde ich mich und bin wirklich auf die Antwort gespannt.

»Also, Folgendes: Die Abgleiche haben nichts erbracht. Das Blut scheint nicht von den offiziell Vermissten zu stammen.« Ich nicke. Das habe ich mir gedacht.

»Wo bist du gerade?«, fragt Richard und ich kann die Sorge in seiner Stimme hören.

»Am Hauptbahnhof, ich habe mich mit einem Informanten getroffen. In der Szene verschwinden Leute. Passt zeitlich mit den Tatorten zusammen, wenn ich das richtig verstanden habe«, informiere ich ihn und warte ab.

»Wenn das stimmt, ist da irgendeine große Scheiße am Laufen. Hast du sonst noch etwas in Erfahrung gebracht?«

»Scheinbar sind weder die Russen noch die Albaner an dieser Sache beteiligt. Aber ich werde mich weiter umhören«, sage ich und zünde mir die nächste Zigarette an.

»Melde dich bitte zwischendurch mal bei mir. Sonst schick ich die Kavallerie!«, befiehlt Richard.

»Mach ich, du Glucke!« Ich lache und lege auf. Richard ist mir einer der liebsten Kollegen und ein guter Freund geworden, seit ich hier beim LKA angefangen habe. Er hat mir damals auch die Grundlagen beigebracht und mir geholfen, mich in das Team zu integrieren. Als ich mich outete, stand er ohne Wenn und Aber an meiner Seite.

Inzwischen haben es alle mehr oder weniger akzeptiert, auch wenn Richard einige Male intervenieren musste. Ich werfe meine Zigarette zu Boden und trete einmal drauf. Mein Magen grummelt und signalisiert mir, dass es endlich Zeit wird, mir was zwischen die Kiemen zu schieben.

Ein Blick auf die alte, klobige Uhr an meinem Handgelenk verrät mir, dass es inzwischen fast zwölf ist. Mittagszeit. Ich gehe zu den Straßenbahnen und habe Glück. Gerade fährt eine ein, die direkt bis zum Europaplatz fährt. Dort angekommen steige ich aus und sehe mich erst einmal um. Dafür, dass ein ganz normaler Tag ist, wuseln doch einige durch die

Fußgängerzone. Trotz der großen Baustelle, die das Bild ein wenig verschandelt, ist einiges los. Achselzuckend schlendere ich durch die Kaiserstraße und halte nach einer passenden Lokalität Ausschau, wo ich meinen Hunger bekämpfen kann.

Ich wähle den Italiener. Lasagne hatte ich schon lange nicht mehr. Ich selbst kann nicht kochen. Na ja, ein paar Eier oder so kriege ich schon hin, das war's aber auch.

Während ich auf mein Essen warte, überlege ich, wie ich weiter vorgehen will. Schließlich entscheide ich mich dafür, heute Abend mal die Clubs abzuklappen. Ich kenne inzwischen so einige. Vielleicht springt ja auch eine schnelle Nummer bei raus. Richard hat schon Recht gehabt. Wie lange ist es her, das ich mal ordentlich gevögelt habe? Ich kann mich kaum erinnern. Ein Grinsen macht sich auf meinen Lippen breit. Die ideale Lösung. Ich werde mich umhören und gleichzeitig nach Kurzweil Ausschau halten. Das eine schließt das andere nicht aus. Zufrieden mit mir selbst kehre ich wenig später in meine Wohnung zurück. Erst noch ein bisschen schlafen, damit ich heute Abend auch fit bin.

Kapitel 3

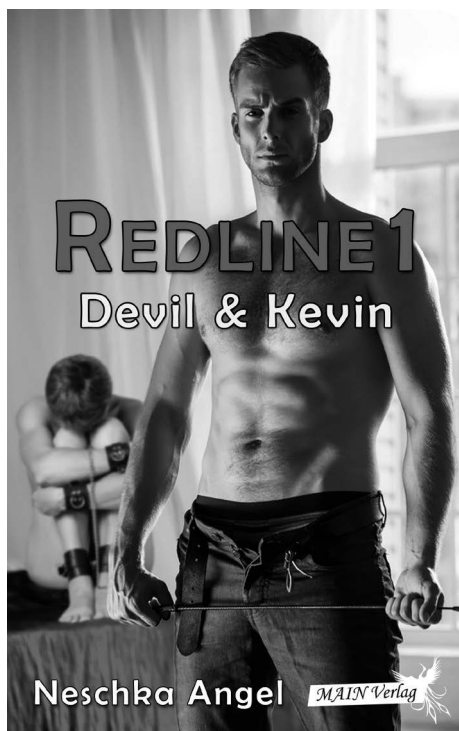
Muri

Karlsruhe, Deutschland. Wieder dieser Club. Wieder eine Nacht voller belanglosem Sex. Ich habe keine Ahnung, was mich geritten hat, zuzustimmen, als Rastelli gegangen ist. Nicht, dass man bei uns einfach so gehen könnte. Man kann sterben, oder zum Verräter werden. Aber man kann nicht einfach austreten, und dann erwarten, dass man in Ruhe gelassen wird. Bei Rastelli war das anders. Den haben unsere Oberen einfach gehen lassen. Ich weiß nicht, was im Kopf des Regenten vorgegangen ist, aber der Befehl war eindeutig, ebenso wie die Frage, ob ich nicht stattdessen Kardinal von Deutschland werden möchte. Wer bin ich, bei einem solchen Angebot »Nein« zu sagen? Normalerweise hätte ich mich am Ziel meiner Wünsche sehen müssen. Eine Beförderung, noch dazu eine vom Regenten ausgesprochene. Keine erkämpfte durch Intrigen oder die Vernichtung des vorherigen Amtsinhabers, wie meine letzten drei ... nennen wir es, Aufstiege innerhalb des Karrieresystems unserer Organisation.

Wie gesagt, ich weiß nicht, warum ich eigentlich zugestimmt habe, Barcelona zu verlassen und nach Karlsruhe zu kommen. Vielleicht bin ich doch zu sentimental für diesen Job. Vielleicht liegt es tatsächlich daran, dass mein Vater in Bruchsal lebt, zusammen mit seinem Mann. Und daran, dass wir endlich wieder Kontakt zueinander haben. Daran, dass mein Vater mir nach all diesen langen Jahren endlich mal gesagt hat, dass er mich liebt, und dass er stolz auf mich ist, für alles, was ich getan, wie ich entschieden habe. Er muss nicht überall meiner Meinung sein, aber er ist trotzdem stolz auf mich. Das war ... ein sehr erhebender Moment, muss ich zugeben.

Beim Gedanken daran zuckt mein bestes Stück im Mund des jungen Typen auf, der seit einer geschlagenen Viertelstunde vor mir kniet und versucht, mir so was wie Lust in die Gedanken zu pushen. Immerhin hat er es geschafft, mir eine Erektion zu verschaffen. Aber zu mehr ist er wohl nicht zu gebrauchen. Ich knurre leise und lehne mich zurück, gegen die Säule, die hier mitten im Darkroom steht. Die Kühle des Steins streichelt meine Haut durch meine Lederjacke, und obgleich ich Kälte so gar nicht leiden kann, diese Kühle ist zutiefst angenehm. Meine Gedanken schweifen wieder ab, in diesen Club in Barcelona, den ich jetzt gerade so vermisse. Eine Menge fremder Jungs. Frischfleisch, jede Woche. Und die, die nicht fremd waren, wussten genau, was ich brauche, und waren mehr als bereitwillig dazu, es mir auch zu geben. Immerhin wollten sie meine Gunst, und ich griff mehr als einmal ein, wenn meine Rudel zufälligerweise einen meiner Gespielen entführt hatten und ihn in ein Festmahl verwandeln wollten. »Guten Sex gegen dein Leben«, war mein Credo. Aber hier, in Karlsruhe, bin ich das Frischfleisch. Und diese unplanbare Hilflosigkeit missfällt mir sehr.

Gay Romance Soft BDSM



Neschka Angel

ISBN: 978-3-95949-030-6

364 Seiten

eBook 6,99 EUR

Print 14,90 EUR

Kevin Johnson. Ein Mann mit einer Neigung, die er nicht ausleben kann, bis zu dem Zeitpunkt, wo er IHN kennenlernt.

Devil Sanchez. Besitzer des Gay-Clubs RED, dominant und in seinem Stolz verletzt. Ein Vertrag, der die beiden für drei Jahre bindet. Die Dominanz eines Masters und die absolute Gehorsamkeit eines Sklaven treffen aufeinander.

Kann es Kevin schaffen und Devil für sich gewinnen?

Leseprobe

Redline

Kevin & Devil

Kapitel 1

Vorstellung Kevin Johnson

★~★~★~★

Gott, das war eine verdammt lange Nacht. Diese schmierigen Hände, die sich immer wieder um meine Hüften legten, die ständig versuchten, sich unter mein Hemd zu stehlen und mir den letzten Nerv raubten. Dann noch sein aufdringliches Aftershave, welches mir schon den ganzen Abend die Luft nimmt. Das bringt mich nun doch an meine Grenzen. Noch nie war ich so nah daran gewesen, den Job hinzuschmeißen und diesem feisten Kerl eine reinzuhauen. Ich weiß schon, warum ich mir in Gedanken immer sage, dass gerade bei solchen Männern, die meinen, sie wären die Besten im Bett, ihr Ego größer ist als ihr Schwanz in der Hose. Er hat mich ohne meine Genehmigung angepackt, betatscht, und wenn er mir nur noch einmal in den Hintern gekniffen hätte, dann wäre ich aufgestanden. Ich hätte ihm im Lokal eine Szene hingelegt, die hier noch wochenlang Gespräch Nummer eins gewesen wäre. Er hat schließlich nur für die Begleitung zu einem Abendessen und nicht für eine Nacht voller Sex bezahlt. Ich bin doch kein Stricher. Auch wenn ich dafür, dass ich Zeit mit ihm verbringe, Geld bekomme.

Den ganzen Abend hat er mich schon angehimmelt, obwohl er wusste, dass ich fürs Bett tabu bin. Die Regeln sind klar. Der Kunde weiß das, weil jeder der mich bucht, dies auch von der Agentur gemailt bekommt. Wenn er einen Kerl haben will, der danach noch mit ihm in die Kiste springt, dann muss er sich einen anderen Mann aussuchen. Meine Chefin kennt meine No Gos. Schließlich bin ich ja nicht der einzige Escort-Mann, der in ihrer Kartei vorhanden ist. Der Kunde geht mit mir aus, darf mit mir angeben, sich gegenüber seinen Geschäftspartnern oder Freunden mit mir brüsten, aber er darf mich auf keinen Fall anpacken. Das dulde ich nicht und das weiß auch die Agentur. Selbst wenn ich für einen Escort-Service arbeite, stempelt mich das nicht automatisch zu einem Callboy ab. Das mag zwar auf die Mehrzahl meiner Kollegen zutreffen, aber ich bin nicht so.

Puh, endlich Feierabend. Jetzt muss ich nur noch den aufdringlichen Kunden nach Hause begleiten. Auch dabei kann er einfach seine Hände nicht bei sich halten. *Nicht ausflippen Kevin*, denke ich und versuche, mich zu beruhigen. Immer schön lächeln und dabei seinen Fingern ausweichen, auch wenn es mich fast umbringt. Noch mal eine freundliche Absage und dann schließt sich die Tür hinter ihm. Na endlich.

Laut Luft holend, stehe ich in der klaren Sommernacht. Nun geht es nichts wie nach Hause. Von unterwegs rufe ich die Chefin der Agentur an und bestätige ihr, dass ich meinen Auftrag erledigt habe.

Wenn das Geld nicht stimmen würde, hätte ich den Job schon längst hingeschmissen. In meinem abgeschlossenen Beruf als Designer, mit Richtung Kunst, habe ich hier in Las Vegas keine Anstellung bekommen. Nun habe ich drei Jobs und trotzdem ist das Geld immer knapp, da ich auch noch für meinen Bruder sorgen muss. Michael, genannt Mika, ist drei Jahre jünger und studiert BWL. Er soll es später mal besser haben, soll sein Geld mit einem soliden Beruf verdienen. Er weiß nichts von meiner Arbeit. Wie kann ich es ihm auch schonend erklären, dass ich mich mit Männern treffe, die mich bezahlen, damit ich mit ihnen essen gehe, ihnen zuhöre. Die sich mit mir brüsten! Er würde sofort aufhören zu studieren und sich einen Job suchen. Nein, mein Bruder soll sich frei entwickeln können. Soll sich auf sein Studium konzentrieren und sich nicht um mich Sorgen machen müssen. Ich schaffe das schon!

Morgen Abend geht es dann in den Club *Sapphire*, wo ich an drei Tagen pro Woche an der Stange tanze. Dann stehen wieder Hunderte Männer vor der Tanzfläche und gaffen mich an, ziehen mich mit ihren Augen aus. Nach der Show bekomme ich immer sehr viele Anfragen, die ich ablehne. Aber auch hier stimmt das Geld. Wenn ich nicht noch mein heimliches Hobby hätte, würde ich verrückt werden. Malen ist meine größte Leidenschaft. Ich kann mich darin verlieren, meine Sorgen total vergessen. In meiner knappen Freizeit zeichne ich Comics und verkaufe sie an die Zeitungen, unter meinem Künstlernamen – John Vinson.

Seufzend gehe ich in mich. Obwohl ich schon 26 Jahre alt bin, habe ich noch keinen schwulen Sex praktiziert. Von ein wenig Fummeln und Blowjob mal abgesehen. In meinem Job als Begleiter für Männer und Frauen habe ich zu viele Stricher, Callboys und Toyboys kennengelernt. Vor allem Letztere kann ich nicht verstehen. Wie man sich so an einen anderen Mann oder eine Frau binden kann, sich praktisch verkauft und nichts mehr über

sein eigenes Leben zu sagen hat! Obwohl ich mir schon lange einen Partner wünsche, der mir alle meine Sorgen abnimmt, bei dem ich mich einfach fallen lassen kann und der mich auffängt. Nie wieder Geldsorgen, nie wieder Entscheidungen treffen oder mich fragen, ob das auch alles richtig ist, was ich mache. Nie wieder diese Ungewissheit, ob ich das Leben packen werde. Mein Partner sollte wissen, wie er mit meiner Neigung, mich ihm unterzuordnen und für ein Vergehen bestraft zu werden, umgehen kann.

Wie oft habe ich mir diese Pornofilme im Internet angesehen, und jedes Mal, wenn der Kerl den Arsch versohlt bekommen hat, er seinen Lustschmerz hinausschrie, schlug mir das Herz bis zum Hals. Mein Glied wurde allein nur von seinem schmerzhaften Wimmern steif. Dieses Geräusch, wenn die Hand auf sein nacktes Fleisch traf, bescherte mir so manchen heftigen Orgasmus. Ob ich pervers bin? Viele würden dies bestätigen, ohne mich zu kennen. Nein, ich stehe nur darauf, gedemütigt und beherrscht zu werden. Wo aber ist der Mann, bei dem ich mich einfach in seine starken Arme fallen lassen kann?

Wann konnte ich dies bis jetzt ausleben? Wann nur? Die letzten Jahre war ich für meinen Bruder da, habe das Geld rangeschafft. Wie sollte ich da jemanden kennenlernen, der mir das geben konnte, was sich mein Herz und mein Körper ersehnten? Eine starke Hand und einen ebenso willensstarken Mann.

Mit meiner Größe und meinem Aussehen gehe ich in jedem Club als Top durch. Die dominanten Männer übersehen mich einfach und die Twinks machen Jagd auf mich.

Seufzend fahre ich mir mit der Hand durch das Gesicht. Auch in meinem Beruf als Escort habe ich nie einen Kerl getroffen, der mich so umgehauen hätte, dass ich alles um mich herum vergaß. Fast wäre da mal einer gewesen, doch er war mir zu selbstverliebt, konnte mein »Nein« nicht akzeptieren. Wie sollte ich ihm dann vertrauen können? Da kannst du nur verlieren.

Müde gehe ich ins Bad. Ich brauche endlich eine heiße Dusche, weil ich immer noch die Hände des Kerls auf meiner Haut spüre. Irgendwie fühle ich mich schmutzig. Lange stehe ich unter dem warmen Wasser und überdenke mein Leben. Es ist ein schwieriges Leben, voller Entbehrungen aber es ist trotzdem kein Schlechtes. Mit nur einem Handtuch um die Hüfte geschwungen, stehe ich vor dem Spiegel und schaue hinein. Mann Kevin, wie siehst du bloß aus?

Das, was mir entgegensieht, gefällt mir gar nicht. Ich pflege mich peni-

bel, rasiere mich am ganzen Körper, weil mein Aussehen mir ja auch die Kohle aufs Konto bringt, aber heute bin ich so ausgelaugt wie schon lange nicht mehr. Dieses Drängen in mir, meine Neigungen, die auszubrechen drohen, werden immer lauter, wollen hinaus. Meine Haut scheint irgendwie zu eng für mich zu sein. Noch schaffe ich es mit aller Gewalt, sie zu unterdrücken. Doch wie lange noch?

Eigentlich bin ich in Deutschland geboren, aber aufgewachsen bin ich hier in Amerika. Meine Eltern sind nach Las Vegas ausgewandert, als ich sechs Jahre alt war, um hier reich zu werden.

Nun ja, das will die Hälfte der Menschen, die hier leben. Leider wurde nichts daraus. Mein Vater starb bei einem Autounfall, da war ich gerade sechzehn Jahre alt, und meine Mutter zwei Jahre später. Eine Woche nach meinem achtzehnten Geburtstag hörte das Herz meiner Mutter einfach auf, zu schlagen. Die Ärzte im Krankenhaus sagten mir, dass sie einen Herzinfarkt erlitten hat, doch ich denke, sie starb an einem gebrochenen Herzen. Wenn sich zwei Menschen so sehr lieben, wie meine Eltern dies taten und plötzlich einer geht, dann passiert es häufig, dass man ihm folgen möchte. In ihrer Todesnacht musste ich ihr versprechen, auf meinen jüngeren Bruder Mika, der gerade erst fünfzehn Jahre alt war, aufzupassen, ihn mit Liebe zu erziehen. Ich, der selbst noch so viel Liebe gebraucht hätte. Aber ich habe es schließlich geschafft. Aus Mika ist ein toller Mann und Bruder geworden. Um ihm sein Studium zu ermöglichen, habe ich beim Escort-Service angefangen. Ein Schulfreund von mir hörte, dass ich Geld brauchte, und brachte mich in dem Unternehmen unter.

Es war nicht immer leicht, aber wenn ich mich so umschaue, dann kann ich aus vollem Herzen sagen, dass ich es geschafft habe, sauber zu bleiben. Manch reicher Schnösel denkt, er könnte mich mit seinem Geld für ein paar Stunden Sex kaufen. Bei fast jedem Auftrag, den ich annehme, bekomme ich Angebote, die Nacht mit dem Kunden zu verbringen. Einer hat mir sogar mal ein paar Tausend Dollar geboten, aber ich habe trotzdem abgelehnt. Ich bin kein Stricher oder ein Callboy für gewisse Stunden. Nein, ich werde es auch so schaffen, das habe ich bis jetzt immer.

Mit meinen mittellangen rotbraunen Haaren, den dunkelgrünen Augen und einer Größe von 1,96m, sowie einem schmalen Gesicht, könnte ich glatt als Model durchgehen.

Oft werde ich von Männern gebucht, was mir allerdings auch nichts ausmacht, da ich seit meinem dreizehnten Lebensjahr weiß, dass ich schwul bin. Meinem Bruder habe ich dies schon frühzeitig mitgeteilt. Er akzeptiert es, kann aber sonst nichts mit meiner Veranlagung anfangen. Ein Hetero eben.

Seufzend wende ich mich vom Spiegel ab.

Jetzt noch einen heißen Tee und ab auf das Sofa. Oh, entschuldigt bitte. Wo bleibt nur mein Benehmen? Ich sollte mich mal ordentlich vorstellen.

Also, mein Name ist Kevin Johnson. Ich bin 26 Jahre alt und der Aufpasser für meinen 23 Jahre alten Bruder Mika. Eigentlich wollte ich ihn euch auch noch vorstellen, aber er ist mal wieder nicht zu Hause. Wo bleibt er nur? Ah, da kommt er ja schon. Nanu? Wie sieht er denn aus? Was hat er denn? Mit einem Gesicht wie sieben Tage Regenwetter kommt er ins Zimmer und kniet sich vor mich hin. Im ersten Moment verstehe ich nur Bahnhof, muss das Gesagte erst mal sortieren.

»Kevin. Bitte. Ich wollte das nicht. Es ist einfach passiert. Wie soll ich das bloß zurückbezahlen? Bitte, du musst mir helfen.« Sein Kopf liegt auf meinem Schoss und er weint bitterlich.

Fassungslos versuche ich zu verdauen, was er da vor sich hin stammelt. Voller Wut funkel ich meinen jüngeren Bruder an. Warum bringt er sich auch immer wieder in solche Schwierigkeiten? Ich sollte ihn diesmal einfach hängen lassen, ihm zeigen, dass das Leben nicht nur aus Vergnügen besteht.

Tief seufze ich auf, schaue ihn lange an. Nein, ich liebe meinen Bruder, er ist das Einzige, was mir noch geblieben ist. Schließlich habe ich meiner Mutter auf dem Totenbett versprochen, auf ihn aufzupassen.

»Pokern, du hast alles beim Pokern verloren?«, fragte ich ihn nochmals voller Unglauben. »Wo zum Teufel warst du pokern?«

»Na ja, im Casino. Das war eine private Pokerrunde.«

»Wie kommst du an eine private Pokerrunde?«, fragte ich ihn. Er zuckt mit den Schultern und schaltet auf stur. Ich kenne ihn nur zu gut und weiß, dass er mir jetzt nichts weiter verraten wird.

Sein Blick senkt sich und er schluckt schwer. Wenn er das macht, dann hat er was ausgefressen, das über meine Vorstellungskraft hinausgeht. Ein ungutes Gefühl beschleicht mich.

»Wie viel?«, frage ich ihn leise.

Mika windet sich wie ein Wurm und flüstert mir eine Summe ins Ohr.

»Was?«, schreie ich ihn an. Fassungslos schaue ich ihn mit weit aufgerissenen Augen an. *Fünfzigtausend Dollar!!!*

Schwer muss ich schlucken, kann nicht begreifen, was ich gerade gehört habe. Für einen Moment überlege ich ernsthaft, ob ich Bewährung bekomme, wenn ich ihn jetzt erwürge. Meine Hände ballen sich zu Fäusten und ich schaue in sein liebliches Gesicht. Ein Gesicht, das mich jetzt voller Unschuld anschaut und unserer Mutter so ähnlich sieht. Die Augen schwimmen in Tränen. Ob er denkt, dass ich Geld scheißen kann?

»Fünfzigtausend?«, kommt es zögernd über meine Lippen. Ich muss mich vergewissern, dass ich mich nicht verhört habe.

Voller Unglauben schaue ich ihn an. Ach du Scheiße, wie soll ich das nur wieder geradebiegen?

Mika kniet sich erneut vor mich und nimmt meine Hände in seine. Sie sind eiskalt und zittern.

Er weint leise, legt seinen Kopf wieder auf meinen Schoß. Mit bebenden Fingern streiche ich ihm durch die Haare und seufze auf. Was habe ich nur verbochen? Wie konnte Mutter mir das antun? Sie wusste doch, wie leichtfertig Mika ist.

»Bis wann musst du es zurückgezahlt haben?«, frage ich ihn leise.

Mika hebt sein tränennasses Gesicht und schaut mich ganz verzweifelt an.

»Er gibt mir bis Freitag Zeit.«

»Frei... Freitag?«, stottere ich. »Wer ist er?«

»Sein Name ist Devil Sanchez. Ihm und seiner Familie gehören einige Clubs in der Stadt. Unter anderem auch der Gay-Club *Red*, neben dem sich das Casino befindet. Er ist der älteste der Sanchez-Brüder, und Kevin, er ist schwul! Du doch auch. Ich möchte nicht meine Beine gebrochen bekommen, kannst du mir bitte helfen?«

Das ist doch völlig übertrieben. Beine brechen? In welchem Jahrhundert leben wir denn?

»Wieso denkst du, dass er mir das Geld erlässt, nur weil er schwul ist?«, frage ich ihn leise, obwohl ich ahne, worauf er hinauswill.

»Mensch Kevin, schau dich mal im Spiegel an. Du bist ein so toller Mann, und wenn er dich nicht vögeln will, dann hat er keinen Geschmack.«

So denkt er also über mich? Dass Mika es nicht versteht, dass ich auf

Männer stehe, wusste ich ja. Aber dass er denkt, ich könnte mich diesem Devil für das Geld anbieten, lässt mich zusammenzucken. Auch dass mein eigener Bruder mich, ohne mit der Wimper zu zucken, an diesen Devil verkaufen würde, schmerzt enorm. Im ersten Moment nimmt es mir die Luft zum Atmen. Das alles nur, um seine eigene Haut zu retten. Habe ich bei seiner Erziehung wirklich so viel verkehrt gemacht?

Ich habe mich niemals, wirklich niemals, an andere Männer verkauft, wie es in meiner Branche üblich ist. Schließlich werde ich nur dafür bezahlt, dass ich ihnen Gesellschaft leiste. Auch im Club *Sapphire* habe ich schon manche Einladung zu einem Stelldichein bekommen. Rigoros lehne ich alle ab. Ich bin nicht *käuflich*, niemals. Das ist das Einzige, was mich in diesem Sumpf, der nur von Gier, Sex und käuflicher Liebe regiert wird, überleben lässt. Ich will rein bleiben, mich aufsparen für den Mann, der mein Herz im Sturm erobern wird. Kann Mika das nicht verstehen?

Lange schaue ich ihn an. Er ist verwöhnt worden, hat alles an Liebe, was ich zu geben hatte, von mir bekommen und nun bin ich leer, einfach ausgebrannt. Scheiße, wieso finde ich nicht den Mann, der mir all das von den Schultern nimmt, der ... Ach egal, ich werde das schon hinkriegen, wie immer werde ich das irgendwie schaffen.

»Gib mir den Schuldschein und dann leg dich schlafen, ich regle das. Vielleicht können wir es ja abstottern?«, mache ich ihm und mir Hoffnung. Ich glaube nicht daran, dass ein so mächtiger Mann gerade an mir Gefallen finden könnte, wenn er nur so von Männern umschwärmt wird. Sein Geld zieht diese Maden an, wie der Speck die Fliegen.

Er wird auf sein Geld bestehen, warum auch nicht? Spielschulden sind Ehrenschulden, und Ehre ist alles, was mir geblieben ist.

Kapitel 2

Vorstellung Devil Sanchez



Seit fast vier Wochen bin ich nun schon in Las Vegas und habe tierisches Heimweh, möchte wieder nach Berlin zurück. Beim nächsten Mal fliegt

mein Bruder her und regelt das Geschäftliche. Obwohl ich laut meinem Vater ein Spanier bin, wurde ich in Berlin geboren.

Mein Vater war ein Gigolo mit südländischem Temperament und meine Mutter eine Deutsche. Sie haben sich in Deutschland kennengelernt und verliebt. Mamá hat ihn lange zappeln lassen, bis sie ihn erhörte. Was daraus geworden ist, sieht man ja an uns. Vier prachtvolle Jungs haben sie bekommen. Im Rentenalter sind sie dann nach Spanien gezogen und leben dort glücklich zusammen.

Hier in Nevada ist es mir zu hektisch, zu laut. Obwohl Berlin da nicht viel anders ist, fühle ich mich dort wohler. Nun stehe ich vor der Skyline von Las Vegas und schaue in die dunkle Nacht hinaus. Im Fenster spiegelt sich mein Bild und das, was ich sehe, lässt mich laut seufzen.

Devil Sanchez, ja, das ist mein Name. Schwarze Haare und goldbraune Augen, sowie eine dunkle Hautfarbe lassen mein spanisches Erbe durchblicken. Mit meinen 32 Jahren bin ich der älteste von vier Brüdern.

Auch bin ich, mit meinen 2,03m, der größte von uns. Wir besitzen einen Club in Berlin. Hier in Las Vegas gehören uns der Gay-Club *Red* und das Casino, welches an den Club angrenzt. Die Verantwortung aller Geschäfte obliegt zwar mir, aber ich teile sie mir ab und zu mit meinen Brüdern. Wir sind ein Familienunternehmen und Familie bedeutet mir alles.

Das *Red* ist sehr bekannt und gefragt. Hier kann jeder rein, nicht nur die High Society. Alle sollen sich wohlfühlen, vom einfachen Arbeiter bis zum Millionär. Es gibt nur eine Voraussetzung, um in den Club zu kommen: Men only, denn es ist ein Schwulenclub. Der Club ist gediegene Eleganz, gepaart mit Zweckmäßigkeit. Es gibt mehrere Ebenen, auf denen getanzt, geflirtet, gelacht und gefickt werden kann. Im unteren Bereich haben wir einen Darkroom, der um diese Uhrzeit immer voll belegt ist. In der Hinsicht ist es hier wie in Berlin. Jagen, erlegen und flachlegen. Außerdem ist der Club weithin für seine Exklusivität, in Bezug auf sein Angebot im BDSM-Bereich, bekannt. Dieser Bereich ist allerdings nur für unsere Mitglieder zugänglich. Bevor man jedoch Mitglied werden kann, wird man erst mal gründlich durchleuchtet.

Vögeln mit Niveau ist die Devise.

Dass ich schwul bin, habe ich schon früh entdeckt, mit 12, 13 Jahren. Wenn sich die anderen Jungs mit Mädchen trafen, schmachtete ich deren Brüder an. Da ich damals schon größer war als alle anderen, gab es nach meinem Outing auch keine nennenswerten Probleme.

Mein erster Sex war gefühlsmäßig ein totaler Reinfluss. Mein Partner war zwar ein zärtlicher Top, ging auch auf mich ein und bescherte mir eigentlich ein schmerzfreies erstes Mal. Doch als er mich entjungferte, habe ich erkannt, dass passiv sein nichts für mich ist. Lieber bin ich aktiv bei der Sache, habe es selbst in der Hand, ob und wann mein Partner kommen darf oder nicht.

Ein Freund von der Uni nahm mich dann mal in einen BDSM-Club mit. An diesem Tag war dort eine SM-Show. Völlig hin und weg, schaute ich dem Treiben zu und konnte es nicht fassen. Dem Sklaven schien seine Bestrafung sehr zu gefallen. Er saugte die Schmerzen regelrecht auf und der Blick, wenn er seinen Herrn anschaute, war voller Vertrauen.

Wegen dieser Vorstellung begann ich mein Leben neu zu überdenken, ging bei diesem Dom in die Lehre, wollte alles wissen und lernen, was es in dieser Szene zu erfahren gibt. Wie man einen Sklaven beherrscht, ihn so behandelt, dass er meine Lust am Schmerz teilt. Nein, nicht ihn knechten und verletzen. Er sollte nur für mich, meine Lust und mein Leben da sein, mir zu Verfügung stehen, wann immer es mich nach ihm gelüstet.

Die ersten Kontakte knüpfte ich in Berlin. Als ich Management studierte, traf ich einen Gleichgesinnten, doch seine Philosophie war nicht meine. Niemals will ich einen Sklaven bluten sehen. Er soll mir Freude bereiten, soll meine Strafen mit Lust entgegennehmen und nicht zusammengerollt, zitternd vor Angst in einer Ecke liegen. Er soll stolz an meiner Seite stehen, und nicht jedes Mal zusammenzucken, wenn ich ihn berühren möchte.

In diversen Clubs suchte ich mir Sklaven, um meine Neigung auszuleben, doch etwas fehlte mir immer. Obwohl die Männer alles genossen, was ich ihnen gab, fühlte ich eine Leere in meinem Inneren.

Ich bin ein Suchender, und das schon seit mehreren Jahren. Noch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben. Wenn ich sehe, wie Dante Alvarez seinen Sub gefunden hat, Jessie so voller Liebe und Stolz anschaut, dann will ich auch so was haben. Sogar Daniel hat in Joy seine Liebe gefunden. Obwohl er genau wie Jessie ein bildhübscher Sub ist, so ist er mir zu klein, zu zierlich. Ich will einen Sklaven haben, der groß und schlank ist. Der voller Unschuld gegenüber der BDSM-Szene ist. Unverdorben und rein soll er sein, sodass ich ihn mir erziehen kann. Ihn so formen, wie ich es will und brauche.

Seufzend tauche ich wieder aus meinen Gedanken auf.

Heute Abend habe ich mir Roger mitgenommen. Er versucht schon

seit vier Wochen bei mir zu landen. Seit er mich das erste Mal unten im Casino getroffen hat, hängt er mir auf die Pelle. Roger ist kein Sklave, auch kein devoter Sub. Trotzdem ist er jetzt hier in meinem Apartment über dem Casino.

Nur zu genau kenne ich solche Männer wie ihn. Wenn du sie etwas härter anpackst, zerbrechen sie, sind dann nur noch ein winselndes Stück Fleisch.

Laut seufze ich wieder auf und frage mich zum wiederholten Mal, warum er überhaupt hier ist.

Als ich mein Glas hart auf dem Tisch abstelle, zuckt er zusammen. Mann, das kann ja was werden. Vielleicht sollte ich ihn einfach wieder nach Hause schicken? Heute bin ich eh nicht so in Laune, um Zärtlichkeiten auszutauschen. Vanillasex ist nicht so mein Ding. Mir wäre mehr danach, jemanden den Hintern zu versohlen und mich dann tief in seine Augen blickend, in seinem glühend heißen, roten Arsch zu versenken.

Kapitel 3

Kevin

★~★~★~★

Den Schuldschein in der Tasche, ziehe ich mir meinen Mantel über und verlasse unsere Wohnung, ohne auch nur auf die Bekleidung zu achten. Sie ist mir in diesem Moment völlig egal. Meine Gedanken sind bei diesem Devil.

Devil, schon allein der Name verursacht mir eine Gänsehaut. Devil, Teufel. Wie kann eine Mutter ihren Sohn nur so nennen? Wütend darüber, dass mein Bruder so ein hirnloser Idiot ist, gehe ich mit einem ängstlichen Gefühl im Bauch zu diesem mächtigen Mann. In der Zeitung stand mal eine Reportage über die Brüder. Wie sie sich hoch gekämpft haben und heute zu den reichsten Männern der Welt gehören. Es muss schön sein, sich keine Gedanken darüber machen zu müssen, ob man am Ende der Woche überhaupt noch das Geld hat, um Lebensmittel kaufen zu können.

Mit dem Bus fahre ich in den Club *Red*. Staunend, mit offenem Mund stehe ich vor der Tür. Wegen meiner Arbeit als Escort kenne ich viele Clubs und Bars, aber dieser hier verschlägt auch mir den Atem.

Alleine der Eingang. Fassungslos stehe ich vor einer riesigen Tür aus poliertem schwarzem Messing, auf der in blutroten Buchstaben »RED GAY-CLUB« geschrieben steht. Ob ich mir den Eintritt überhaupt leisten kann?

Bevor ich überhaupt die Möglichkeit habe, ihn zu betreten, werde ich schon von zwei Türstehern in Empfang genommen. Sie schauen mich an, sehen, dass ich nicht gerade passend für einen Besuch angezogen bin, also spreche ich sie direkt an.

»Ich würde gerne mit Devil Sanchez sprechen.«

Die zwei Türsteher am Eingang nehmen mich nun genauer in Augenschein, ziehen ihre Augenbrauen in die Höhe. Ja doch, ich weiß, wie ich aussehe.

»Ich glaube nicht, dass Mister Sanchez mit Ihnen einen Termin hat, Mister?«

Ich ignoriere diesen Satz einfach, schaue sie nur an und ziehe meine Augenbrauen nach oben.

»Nein, hat er nicht. Eigentlich möchte ich ihn nur ganz kurz sprechen. Es handelt sich um etwas sehr Persönliches, Dringendes. Bitte rufen Sie an und fragen Sie ihn, ob er ein paar Minuten seiner Zeit für mich erübrigen kann!«, beharre ich freundlich.

Obwohl es mir sehr schwerfällt, so zu betteln, halte ich ihren Blicken stand, schaue ihnen in die Augen und gebe nicht einen Millimeter nach.

»Ich kann es ja mal probieren, ob Mister Sanchez Sie sprechen möchte, aber ich glaube es nicht. Er wollte nämlich heute Nacht nicht mehr gestört werden.«

Na prima. Als ob ich das jetzt extra gemacht habe. Der Türsteher nimmt das Telefon.

»Mister Sanchez? Hier ist ein junger Mann, der Sie gerne sprechen möchte. Er lässt sich nicht abwimmeln und meint, dass es sehr dringend ist. Ja? Okay. Ich werde es ihm ausrichten.«

Kapitel 4

Devil



Plötzlich geht mein Telefon. Der Türsteher informiert mich darüber, dass ein Mann mit mir reden will. Doch nicht jetzt! Gerade habe ich was Besseres vor und würde das Gespräch einfach ab.

Langsam nähere ich mich Roger, sehe, wie er erschrocken in meine Augen schaut. Mit einem festen Griff um seinen Arm, ziehe ich ihn vom Sofa zu mir nach oben. Er verzieht das Gesicht, als hätte ich ihm wehgetan. Gott, wie wird er erst reagieren, wenn ich ihm seinen süßen Hintern verhaue? Jeder hier in Las Vegas und in Berlin, der meine Clubs besucht, weiß, wie ich ticke.

Schon wieder läutet das Telefon. Fuck, zornig darüber, dass es jemand wagt, mich zu stören, sind meine Worte harscher, als ich es will.

Der Türsteher erklärt mir, dass der Kerl, der unten bei ihm steht, sich nicht abweisen lässt und mich unbedingt sprechen will.

Hat er nicht auf die Uhr gesehen? Es ist fast Mitternacht! Im Hintergrund höre ich, wie jemand sich mit meinem Türsteher anlegt, ihn anschreit. Mut hat der Kerl ja. Respekt, dass er sich das traut, wenn man bedenkt, welche Statur meine Leute haben. Aber dass er mich zwingt, zu ihm nach unten zu kommen, macht mich verdammt wütend. Keiner, der mich kennt, traut sich das. Obwohl ich ihm gerade dankbar sein sollte, die Geschichte mit Roger abbrechen zu können.

Voller Wut knalle ich den Telefonhörer auf die Gabel und wende mich dann meinem One-Night-Stand zu.

»Du musst entschuldigen, Roger, aber es sind ein paar kleine Probleme aufgetreten. Ich muss noch mal nach unten. Du kannst dir schon mal einen neuen Drink mixen. Es wird nicht lange dauern.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, lasse ich ihn einfach stehen. Ich habe es nicht nötig, ihm zu erklären, warum ich noch mal weg muss. Er

kennt die Spielregeln, meine Spielregeln. Keine Fragen, und er hat zusammen mit mir eine unvergessene heiße Nacht.

Roger kocht vor Wut und ich sehe, dass er versucht, sich zusammenzureißen. Ist auch besser so für ihn. Nach fast vier Wochen hat er mich endlich so weit, dass ich ihn wahrnehme und nun das. Er knirscht voller Zorn mit den Zähnen.

Als ich die Türe hinter mir schließe, höre ich, wie er sein Glas dagegen schmeißt. Er scheint ziemlich jähzornig zu sein. Ich will für ihn hoffen, dass er die Sauerei weggemacht hat, bevor ich wieder nach oben komme, sonst treibe ich ihm seine Wut aus dem Körper.

Derweil fahre ich nach unten und gehe zum Empfang. Aufgeregt kommt der Türsteher auf mich zu. Ich erkundige mich, was hier los gewesen ist, warum ich nach unten kommen musste. Hektisch erzählt er mir von diesem ungehobelten Mann, der jetzt in meinem Büro sitzt und auf mich wartet. Er entschuldigt sich dafür, mir Unannehmlichkeiten verursacht zu haben. Was kann er dafür, dass der Kerl sich nicht bewusst ist, mit wem er sich gerade anlegt?

Voller Zorn öffne ich die Tür und werfe sie laut hinter mir zu. Eigentlich habe ich mein Temperament immer unter Kontrolle. Aber jetzt bin ich wütend, dass so ein dahergelaufener Typ es wagt, mich unter Druck zu setzen, mich zwingt, meinen Liebhaber für diese Nacht oben alleine im Schlafzimmer stehen zu lassen.

Wenn er keinen vernünftigen Grund hat, dann kann er was erleben, schwöre ich mir. Mit einem Ruck drehe ich mich um und ziehe meine Augenbrauen hoch. Nanu! Das, was ich da vor mir sehe, lässt mein Herz schneller schlagen. Als ich bemerke, wie er mir mit einem Schritt nach hinten ausweicht, beruhigt das mein Ego ungemein. Sofort springt mein Jagdinstinkt an, wittert Beute.

Schlaues Kerlchen, denke ich in diesem Moment und lasse ihn meine Dominanz spüren. Hier in diesem Büro habe ich das Sagen, sonst niemand. Daher mache ich noch einen Schritt auf ihn zu, sehe, wie er weiter vor mir zurückweicht. Sein Gesichtsausdruck ist einfach zu göttlich. Ein keuchender Laut kommt aus seinem Mund und erschrocken schauen mich zwei wunderschöne Smaragde an.

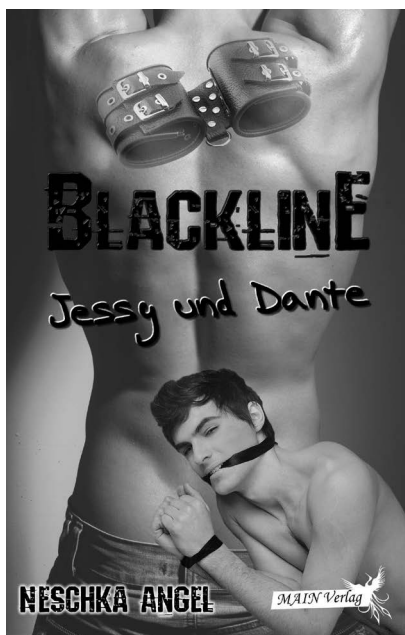
Neschka Angel

ISBN: 978-3-945118-26-9

436 Seiten

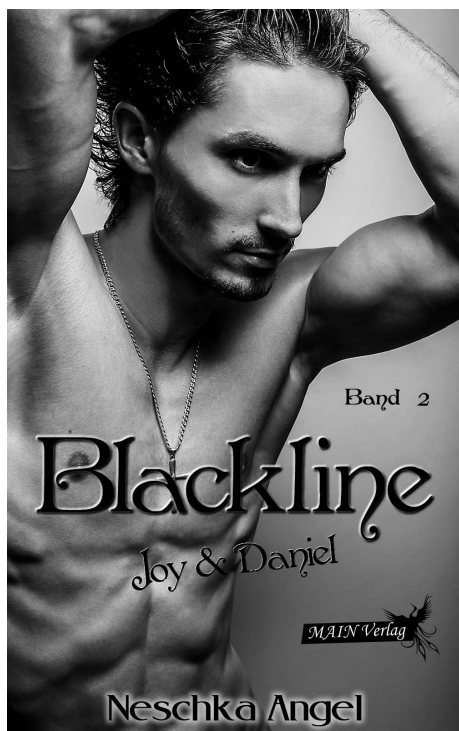
eBook 6,90 EUR

Print 16,90 EUR



Jessy ist ein devoter Sub, der sich gerne unterordnen möchte. Er träumt davon, den einen Mann zu finden, der ihn dominieren kann. Als sein Freund Jacob mit seiner Neigung nicht klarkommt und ihn in einen Anfall von Eifersucht beinahe tötet, macht Jessy sich auf, den Mann zu suchen, der ihn und seine Neigung akzeptiert. Auf seiner Suche nach ihm, rutscht er immer tiefer ins nächtliche Milieu ab. Nur sein Zwillingbruder Daniel schafft es, ihn in letzter Minute aus dem Sumpf der Hamburger Nachtwelt zu holen. Völlig verzweifelt gibt Jessy auf und verlässt seine Heimatstadt Hamburg, um in Berlin neu anzufangen und sein altes Leben hinter sich zu lassen.

Dann, als er schon nicht mehr daran glaubt, dass er den Mann findet, der ihn so nimmt, wie er ist, mit Ecken und Kanten, kaputt aber nicht zerbrochen, trifft er Dante. Einen Dom, der sich geschworen hat, nie wieder einem Mann blind zu vertrauen und sich auch niemals wieder zu verlieben. Beide treffen aufeinander, in einer Situation, wo Vertrauen und Liebe, Schmerz und Tränen, unumgänglich zusammengehören, damit ihre Beziehung und Liebe, dem alltäglichen Leben standhalten kann.



Neschka Angel

ISBN: 978-3-945118-59-7

328 Seiten

eBook 6,90 EUR

Print 16,90 EUR

Joy, der wegen seines mädchenhaften Aussehens keinen leichten Stand im Leben hat, lernt im "Club Black" Daniel, Jessys Zwillingbruder, kennen. Daniel fühlt sich unerklärlicherweise zu dieser wunderhübschen Frau namens Joy hingezogen und verzweifelt fast daran.

Nach ein paar Verirrungen outet sich Joy als Mann, und Daniel eröffnet die Jagd auf ihn. Daniel ist fasziniert von Joy, diesem kleinen Sub, der ihm die Sinne vernebelt. Joy hingegen möchte sich Daniel unterwerfen, will bei ihm seine Neigungen ausleben, sich verlieren im Taumel der Lust. Werden die beiden es schaffen, einen gemeinsamen Weg zu finden?

Dies ist der zweite Teil der Blackline-Reihe. Vorkenntnisse aus dem ersten Teil sind zum Verständnis nicht erforderlich, aber wünschenswert. Achtung: Dom-Sub-Verhältnis, M/M Erotik, Gay Romance. Näheres zu Buch und Autorin unter www.main-verlag.de

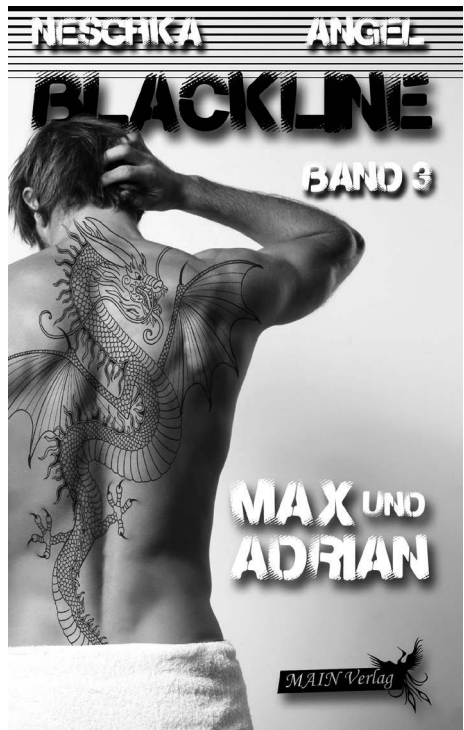
Neschka Angel

ISBN: 978-3-95949-002-3

344 Seiten

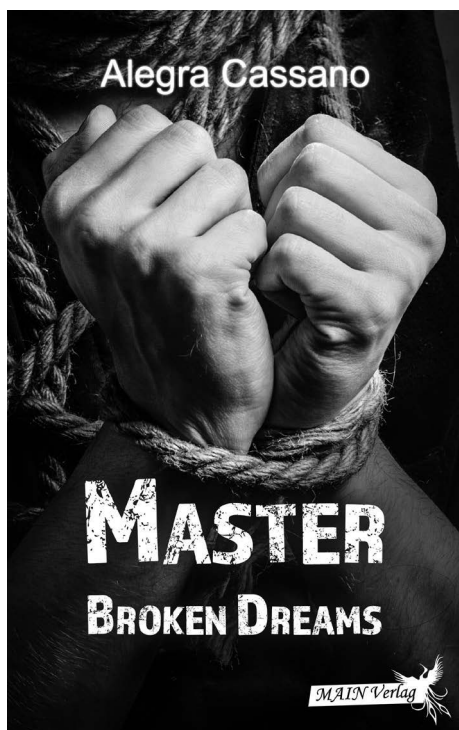
eBook 5,99 EUR

Print 14,90 EUR



Max und Adrian lernen sich im Club “Black” kennen. Max verliebt sich sofort in ihn, doch Adrian scheint mehr an Jessy, Dantes Mann, interessiert zu sein. Trotzdem verbringen die beiden eine heiße Nacht miteinander, und kommen sich näher. Doch nicht alle scheinen mit der entstehenden Verbindung der beiden einverstanden zu sein. Als Max entführt wird, beginnt Adrian um seine Liebe zu kämpfen...

Band 3 der beliebten Gay-BDSM-Romance um die Clubs “Black” und “Red” von Neschka Angel kann eigenständig gelesen werden, ohne die Vorgängerbände zu kennen.



Alegra Cassano

ISBN: 978-3-95949-095-5

564 Seiten

eBook 7,99 EUR

Print 18,90 EUR

Jason, dominant und voller Widersprüche, verliebt sich in den jüngeren Tim.

Der genießt die Zuwendung und Liebe des charismatischen Mannes, denn sie kommt seiner devoten Veranlagung sehr entgegen.

Das Zusammenleben wird jedoch schwieriger als erwartet.

Wird Jason es schaffen, seine inneren Dämonen zu besiegen oder zerbricht Tim an ihrer Beziehung?

Alegra Cassano entführt uns in eine Welt, die die Abgründe des menschlichen Verhaltens offenbart.

Bitte beachten: In diesem Buch geht es nicht um eine gesunde Partnerschaft. Solltet Ihr jemals in einer Beziehung sein, in der Ihr eingesperrt oder bedroht werdet, sucht Euch bitte Hilfe.

Niemand hat das Recht so etwas zu tun, egal wie sehr die Person ihre Liebe beteuert.

Leseprobe

Master

Broken Dreams

Kapitel 1

Spiel mit mir

Jason nippte an seinem Rotwein und seufzte wohligh. Die herbe Fruchtigkeit des lange entbehrten Getranks flutete seine Geschmacksknospen. Im Nachgang schmeckte er eine feine Pfeffer- und Tabaknote heraus, was ihm sehr gut gefiel. Der zweite und dritte Schluck, die er im Mund herumwälzte, brachten ihn dazu, die Augen glückselig zu schließen und diesen Moment zu genießen. Als er nach einer gefühlten Ewigkeit seine Umgebung wieder wahrnahm, fiel sein Blick auf einen Tisch etwas weiter hinten im Raum. Ein junger Mann mit braunem, leicht gelockten Haar saß dort allein und schien auf jemanden zu warten, denn sein Blick huschte immer wieder zum Eingangsbereich. Jason musterte den anderen ungeniert. Das Gesicht konnte er von seinem Platz aus nicht wirklich erkennen, doch es schien ebenmäßig und weich zu sein und nichts Markantes an sich zu haben. Nervös klopfte der Zeigefinger der rechten Hand auf die Tischplatte, als wollte dessen Besitzer eine Nachricht morsen. Ob er auf seine Freundin wartete? Augenscheinlich schlank und zart gebaut passte er exakt in Jasons Beuteschema. Nachdenklich betrachtete er eins der Bilder an der Wand, das ihm besonders gut gefiel. Ein junger Mann war darauf abgebildet, der dem einsamen Jungen, den er gerade gemustert hatte, sehr ähnlich sah. Die Kohlezeichnung zeigte ihn auf dem Bauch liegend, den Kopf auf den angewinkelten Unterarm gebettet, mit halb geöffneten Augen und einem sehnsüchtigen Lächeln auf den Lippen. Jason seufzte leise. Wie oft hatte er dieses Gemälde schon bewundert? Vielleicht sollte er es endlich kaufen. Er schwenkte den Wein etwas zu heftig und eine blutrote Träne floss am Glas herunter. Seufzend sah Jason auf, um nach seiner Serviette zu greifen, als der wartende junge Mann ebenfalls den Kopf hob. Genau in diesem Moment trafen sich ihre Blicke und ihm wurde heiß und kalt. Zum Glück sah man ihm nie an, wie er sich fühlte. Jahrelange Übung ließ ihn nach außen stets kühl und gefasst erscheinen, egal wie es in seinem Inneren aussah.

Diese Augen! Ein wundervoll warmes Braun, das ihn in seinen Bann

zog. Der Junge schien tatsächlich dem Bild entstiegen zu sein, auch wenn man bei einer Kohlezeichnung natürlich keine Augenfarbe treffen konnte. Vielleicht hatte er ja Modell dafür gegessen. Der Blickkontakt dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde, dennoch hatte es Jason so heftig erwischt wie lange nicht mehr. Zufrieden stellte er fest, dass sein Körper endlich wieder vollkommen normal reagierte. Die Behandlung schien keinen bleibenden Schaden angerichtet zu haben. Allein für diese Erkenntnis hätte er den hoffnungsvoll Wartenden auf einen Drink einladen sollen, doch er zögerte noch.

Das Spielchen zwischen ihnen wiederholte sich zweimal, wobei Jasons Grinsen stets ein wenig breiter wurde. Der junge Mann, der erst verlegen weggeschaut hatte, musterte ihn beim letzten Blickwechsel interessiert und lächelte scheu, was Jason überaus anziehend fand. Schließlich fasste er sich ein Herz und stand auf. Was konnte ihm geschehen, außer dass er einen Korb kassierte?

»Darf ich?« Abwartend blieb er am Tisch des jungen Mannes stehen. Der wirkte plötzlich nervös, warf zum hundertsten Mal einen Blick zum Foyer und machte dann doch eine einladende Handbewegung. »Bitte.«

»Ist sie nicht gekommen?« Jason ließ sich auf einen Stuhl gegenüber fallen.

»Sie?« Irritiert sah der andere ihn an. Von Nahem wirkte sein Blick noch intensiver. Die Iriden schienen aus geschmolzener Vollmilchschokolade zu bestehen. Jason leckte sich unbewusst über die Lippen: »Ich dachte, Sie warten auf ein Date.«

Der Junge lachte leise auf, starrte auf seine Finger, die die Stoffserviette kneteten, und erklärte dann: »Das stimmt schon, aber ich habe auf einen Bekannten gewartet.«

Jason horchte auf, obwohl das nichts bedeuten musste. Auch Männer trafen sich zum Essen, ohne dass da mehr sein musste.

»Und Sie?«, riss sein Sitznachbar ihn aus seinen Überlegungen.

»Ich dachte, ich würde hier ein paar alte Freunde treffen. Ich war eine Weile fort«, erklärte er. In stummem Einvernehmen nickten sie sich zu.

»Dann sind wir also quasi beide versetzt worden«, meinte Jason augenzwinkernd und stellte sich vor: »Jason Marx. Freut mich, Sie kennenzulernen.«

Sein Gegenüber zögerte kurz und musterte ihn nachdenklich. Dann streckte er die Hand aus. »Tim Alst. Sie können mich ruhig duzen. Ich

fühle mich immer alt, wenn mich jemand siezt.« Jason ergriff die schlanken Finger und drückte sie kräftig. Der Geruch seines Gegenübers betörte seine Sinne und er atmete tief ein, um mehr davon zu erhaschen. Er roch ein herbes Duschgel, Aftershave, aber auch eine ganz eigene Note, die er nicht einordnen konnte, die ihm aber ausgesprochen gut gefiel. Jason hielt die Hand etwas zu lange fest, betrachtete die kurz geschnittenen Nägel, die weichen Fingerkuppen, den schmalen Handrücken. Am liebsten hätte er einen Kuss darauf gehaucht, doch das könnte sein Gegenüber missverstehen oder gar verschrecken. Bedauernd ließ er ihn los. »Darf ich dich zu etwas einladen, Tim?«

Der Junge errötete zart. »Das ist nett von Ihnen, aber nein, danke. Mir ist der Appetit vergangen.«

Jason nickte wissend, als könnte er das nachempfinden. »Dann vielleicht etwas zu trinken?«

Der Blick des Jungen huschte fragend zu ihm hoch und gleich wieder weg.

»Keine Sorge, ich will mir nur etwas die Zeit vertreiben. Wenn du gehen möchtest, würde ich das zwar bedauern, aber es steht dir natürlich vollkommen frei.«

Tim war überwältigt. Der gut aussehende Typ, der so wie er selbst allein an einem der Tische gesessen hatte, war zu ihm herübergekommen! Am liebsten hätte er ein Foto für Ramon gemacht, um ihm zu zeigen, dass sich auch andere Männer für ihn interessierten. Gut aussehende, ältere Männer. Vielleicht würde das seinem Möchtegern-Top die Augen öffnen. Es war vermutlich das Recht eines Herrn, seine Untergebenen warten zu lassen, aber bei Ramon wurde es langsam chronisch und oft erschien er überhaupt nicht. Das nervte Tim gewaltig. Außer Spesen war es wieder einmal nichts gewesen. Er musste hierher und wieder nach Hause fahren und auch noch sein Getränk selbst bezahlen. Noch einmal würde Ramon ihn nicht hereinlegen!

Dieser Jason schien ein netter Kerl zu sein. Tim besah sich immer ganz genau, mit wem er es zu tun hatte. Jungen wie er, die körperlich schwach wirkten, wurden öfter zu Zielscheiben für Hohn und Spott. Zu Schulzeiten war er noch recht glimpflich davongekommen, da er sehr hilfsbereit und dadurch recht beliebt gewesen war. Dennoch hatte er es schon erlebt, dass sich andere Jugendliche ihm überlegen fühlten und ihre Stärke de-

monstrieren wollten, indem sie ihn niedermachten, besonders wenn es Freundinnen zu beeindrucken galt. Mittlerweile bildete Tim sich ein, über eine gute Menschenkenntnis zu verfügen. Dieser Mann, der ihm gegenüber saß, schien tatsächlich nur ein wenig Ablenkung zu suchen. Er wirkte traurig und etwas zerstreut, doch keineswegs gefährlich.

Als sich ihre Hände bei der Begrüßung berührten, kribbelten Tims Fingerspitzen, als würde ein Energiestrom zwischen ihm und dem Mann hin und her fließen. Jasons Händedruck war warm und kräftig, was in ihm merkwürdigerweise sofort den Wunsch weckte, diese Hände auf anderen Körperstellen zu spüren. Tim wurde rot, weil er so notgeil war. Wenn sein Gegenüber das wüsste, würde er vermutlich rasch die Flucht ergreifen. Momentan sah der südländisch ausschauende Typ ihn abwartend an. Erst da wurde Tim bewusst, dass er die Frage noch gar nicht beantwortet hatte. Seine Wangen färbten sich noch eine Nuance dunkler.

»Ein letzter Drink kann nichts schaden«, hörte er sich selbst sagen. Wo kamen diese Worte her? Machte sein Sprachzentrum sich etwa selbstständig? Nervös schluckend sah er in die fast schwarzen Augen seines Gegenübers und lächelte schüchtern.

Wie süß verlegen der Junge war. Jason winkte dem Kellner und bestellte für sie beide die zuvor geordneten Getränke noch einmal. Wenn ihn seine Intuition nicht trog, war Tim schwul und hatte auf seinen potenziellen Partner gewartet, der es offenbar vorgezogen hatte, nicht zu erscheinen, wofür Jason dem Unbekannten wirklich dankbar war. Er fühlte sich in der Nähe dieses jungen Mannes wohl und entspannte sich allmählich. Wie lange hatte er auf solche Treffen verzichten müssen? Gerade hatte er sich noch alt und nutzlos gefühlt, dabei war er noch nicht mal dreißig, und nun spürte er, wie Energie seinen Körper flutete und jede Zelle belebte. Sich gerade hinsetzend musterte er seinen neuen Bekannten. »Bist du traurig, weil dein Date nicht gekommen ist?«, fragte er.

Tim zuckte die Schultern. »Nicht direkt traurig, eher enttäuscht. Das ist nicht das erste Mal, dass Ramon sich nicht an eine Verabredung hält. Er hätte mich ja anrufen oder mir eine Nachricht schicken können, aber stattdessen lässt er mich einfach hier sitzen, so als wäre ich ihm egal.« Er schloss die Augen und schüttelte missbilligend den Kopf.

»Verstehe«, seufzte Jason nach einer Weile. »Ist dieser Ramon ein guter Freund von dir?«

»Er ist nicht direkt ein Freund«, druckste Tim herum, erklärte aber nichts weiter. Dieses Lokal war für seine vorwiegend gleichgeschlechtliche Kundschaft bekannt, doch verirrten sich durchaus auch Heteropaare hierher. Dennoch konnte Jason sich denken, wer Ramon war und welche Art Beziehung Tim schätzte. Sein Herz legte einen gehörigen Zahn zu. Sollte dieser süße Twink etwa auf der Suche nach einem neuen, zuverlässigen Partner sein? War es ein Wink des Schicksals, dass sie sich gerade jetzt begegnet waren?

»Möchtest du mir von ihm erzählen?«, fragte Jason mitfühlend.

»Nein, danke.« Sehr bestimmt lehnte Tim ab, was Jason recht war. Er hätte zwar gerne erfahren, ob mehr hinter der Beziehung dieser beiden steckte, doch das konnte er auch anderweitig herausbekommen.

Laute Stimmen ließen sowohl Jason als auch Tim in Richtung des Eingangsbereiches schauen. Drei Männer hatten das Lokal betreten und redeten mit dem Kellner.

»Würdest du mir einen Gefallen tun?« Jason leckte sich nervös über die Lippen. Ihm blieb nicht viel Zeit. »Die Leute, auf die ich gewartet habe, sind gerade gekommen. Ich Sorge dafür, dass sie schnell wieder verschwinden. Könntest du dich hinter mich stellen, während sie hier sind?« Er musste die Sache rasch klären, bevor seine alten Bekannten ihn entdeckten und mit Beschlag belegten. Die drei waren offenbar zur Garderobe gegangen, denn er konnte sie momentan nicht sehen.

»Es würde mir viel bedeuten«, drang er weiter auf Tim ein. »Du müsstest nur hinter mir stehen, die Hände auf dem Rücken verschränken und den Kopf gesenkt halten. Bitte!«

Endlich erfasste der Junge die Situation, nickte und sprang auf, um die gewünschte Position einzunehmen. Jason griff nach Tims Glas und ließ es hinter einem großen Blumentopf verschwinden. Dann strich er das Tischtuch glatt, stellte die Serviette wieder auf, schob den Stuhl an den Tisch und warf dem Jungen einen wohlwollenden Blick zu. Dem schien die demütige Haltung vertraut. Gerne hätte Jason ihn länger angesehen, doch mussten jeden Moment seine Bekannten erscheinen, weshalb er sich wieder auf seinen Stuhl fallen ließ und nach dem Weinglas griff. »Danke«, wisperte er in Richtung des Jungen.

Tim fühlte sich plötzlich in eine Rolle gedrängt, die ihm nicht gänzlich unbekannt war. Er hatte sie nun spontan für jemanden eingenommen,

den er gerade mal ein paar Minuten kannte. Verrückt! Sein Herz pochte überlaut, als er so dastand und der Begrüßung der Männer lauschte. Die vier schienen sich gut zu kennen. Sein Tischherr, hinter dem er stand, steckte einige kräftige Schulterklopfer weg. Nachdem sie ihren Freund begrüßt hatten, richtete sich die Aufmerksamkeit der Besucher auf ihn. Tim fühlte die neugierigen Blicke über seinen Körper wandern. Ihm wurde augenblicklich so heiß, als befände er sich in einer Sauna. Der Wunsch, sich seiner Kleidung zu entledigen, nahm immer mehr Form an. Er musste sich dazu zwingen, nicht zu grinsen und seine Gedanken im Zaum zu halten.

»Hey, Jason. Gerade wieder im Lande und schon einen neuen Sklaven am Start?«, hörte Tim einen der Männer lachend fragen. Sklave?! Das Wort rührte etwas in seinem Inneren an. Ein winziger Funke setzte in seinem Unterleib ein Strohfeuer in Brand. Vor ihm saß ein Master! Er hatte es zwar gehofft, doch hatte ihn Jasons charmante Art irritiert.

»Darf man ihn mal näher kennenlernen?«, fragte einer der Männer, der sich vorbeugte, um ihn aus der Nähe betrachten zu können. Jason verhin- derte augenblicklich jeden Übergriff, was Tim erleichtert, jedoch sehr leise aufseufzen ließ. Er genoss zwar das Interesse der Anwesenden, war aber nicht bereit, sich berühren zu lassen. Die Situation war noch zu neu und außerdem spielten sie den anderen doch nur etwas vor.

»Setzt euch erst mal. Der Kleine läuft nicht weg. Ich dachte, ihr wä- ret wegen mir gekommen und nicht wegen ihm«, lachte Jason die Unan-nehmlichkeit weg. Die Freunde setzten sich an den Tisch und orderten Getränke. Ihre Aufmerksamkeit richtete sich tatsächlich auf Jason, sodass Tim sich bald vergessen vorkam. Das Stillstehen fiel ihm bereits nach eini- gen Minuten schwer und er verlagerte vorsichtig das Gewicht von einem Bein auf das andere.

Sein erster und bisher einziger Herr war sehr streng gewesen. Zum Glück schien das bei Jason nicht so zu sein, oder er griff nicht so hart durch, weil sie ihr Verhältnis zueinander nur vortäuschten. Beinahe fand Tim es schade, dass sie nur so taten, als ob sie ein Paar wären. Er kannte Jason zwar kaum, doch war der Mann bisher sehr zuvorkommend zu ihm. Auch wie er ihn vor dem Zugriff seiner Freunde beschützt hatte, gefiel ihm ausgesprochen gut. Der Herr strahlte Sicherheit und Schutz aus und das war etwas, wonach Tim sich sehnte, genauso wie nach Zuverlässig- keit, Nähe und Liebe. Letzteres wagte er kaum zu denken. Liebe war so

ein großes Wort. Tim war schon mehrmals verliebt gewesen, doch wahre Liebe hatte er noch nicht erleben dürfen.

»Wo hast du denn so lange gesteckt?« Diese Frage riss Tim aus seinen sehnsüchtigen Gedanken und er horchte auf. Vielleicht konnte er einiges über seinen Pseudo-Herren erfahren.

»Hier und da. Ich musste einfach mal raus. Der Alltag hat mich erdrückt«, antwortete Jason, ohne wirklich etwas zu verraten.

»Du hattest sicher eine Menge Spaß«, mutmaßte einer der Freunde augenzwinkernd.

Zu gerne hätte Tim nun das Gesicht des Gefragten gesehen, denn die Runde wurde merkwürdig still. Ihm blieb aber nur, auf den Boden vor seinen Füßen zu schauen und gelegentlich einen Blick auf das Hinterhaupt seines Vordermannes zu werfen.

»Gut erzogen hast du den Boy noch nicht«, meinte einer der Männer, als er Tim dabei ertappte, wie der den Blick hob. Augenblicklich machte er sich klein, obwohl er doch keine Strafe fürchten musste, da sie nur spielten.

»Gut Ding will Weile haben«, gab Jason ruhig zurück und griff hinter sich. Tims Herz, das sich gerade erst beruhigt hatte, setzte zu einem neuen Sprint an.

»Komm zu mir. Du darfst dich einen Moment setzen.« Jason zog ihn zu sich heran. Tim entschloss sich, mitzuspielen. Er wollte den Mann vor seinen Freunden nicht bloßstellen. Gehorsam ließ er sich seitlich auf Jasons Oberschenkel nieder. Der Arm des Herrn legte sich wie selbstverständlich um ihn und gab ihm Halt. Zuerst saß Tim steif und verkrampft da, doch dann entspannte er sich ein wenig. Niemand würde ihm etwas tun, und wenn doch, konnte er einfach aufstehen und gehen. Das alles war nur eine Farce, die Jason aus welchen Gründen auch immer vorspielte.

»Du suchst dir immer die Besten aus.« Der Mann, der das sagte, musterte Tim gierig. »Ein Mund, der jede Sünde wert ist. Ich wette, der bläst wie ein Weltmeister.«

Jason schmunzelte nur und zwinkerte ihm zu. Gedankenverloren streichelte der Daumen des Mannes seit einer Weile über Tims Arm. Es waren so vertraute Gesten, dass Tim sich immer wieder in Erinnerung rufen musste, dass das alles nur gestellt war, dass Jason kein wirkliches Interesse an ihm hatte, dass sie sich trennen würden, sobald die Freunde gegangen waren. Merkwürdigerweise versetzte diese Vorstellung ihm einen schmerzhaften Stich.

Jason genoss es, den schlanken, sehnigen Körper so nah bei sich zu haben. Der Junge spielte besser mit, als er gedacht hatte. Seine Freunde, alle selbst Herren und Master, beneideten ihn bereits um diesen Twink. Leider war sein bester Kumpel Max nicht anwesend. Er fragte nach ihm und erhielt nur Gelächter zur Antwort. »Max ist ziemlich beschäftigt«, erbarmte sich dann doch jemand ihm Bescheid zu geben. Da konnte Jason sich vorstellen, was los war, und grinste breit. Er und Max teilten sich oft ihre Sklaven oder führten sie zumindest dem anderen vor. Wenn sein Kumpel beschäftigt war, würde ihm vermutlich auch bald Freude zuteilwerden.

Warum fühlte es sich nur so gut an, diesen Jungen, der ihm doch eigentlich fremd war, auf dem Schoß zu halten? Er genoss dessen Körperwärme, das Gefühl von jugendlicher Haut unter seinem streichelnden Daumen, den Duft, den der Kleine verströmte. Jason biss sich auf die Unterlippe und horchte in sich hinein. Nichts! Sehr gut! Obwohl er sich nicht an die Anordnungen der Ärzte hielt, schien alles in bester Ordnung zu sein.

Die Männer redeten noch eine Weile über Dinge, bei denen Tim den Kopf freiwillig tiefer senkte, um seine Schamesröte zu verbergen. Ein Nachteil seiner recht blassen Haut war es, dass man ihm seine Gefühlsregungen sofort ansah. Der Arm, der sich um seinen Rücken schlang, gab ihm Halt. Es fühlte sich so verdammt gut an, beschützt zu werden. Hatte Ramon ihn je so gehalten? Fast wäre Tim ein spöttischer Laut entschlüpft. Ramon war nur scharf darauf, seine Lust zu befriedigen. Während des Aktes war er wirklich dominant, wie Tim zugeben musste. Es hatte ihm gefallen, wie der andere mit ihm umsprang, und nur deshalb ließ er sich immer wieder auf den unzuverlässigen Kerl ein.

Schon früh hatte Tim bemerkt, dass er eine devote Ader besaß. Außerdem hasste er Unfrieden und fügte sich schon deshalb schnell, wenn seine Eltern etwas von ihm verlangten. Sein Vater war streng gewesen, was die Mutter mit ihrer liebevollen Art ausgeglichen hatte. Tim liebte seine Eltern und war vom Tod seines Vaters so überrumpelt worden, dass er danach in ein tiefes Loch fiel. Ohne krank gewesen zu sein, stand sein alter Herr eines Morgens, kurz vor Tims sechzehnten Geburtstag, einfach nicht mehr aus dem Bett auf. Er würde nie vergessen, wie seine Mutter geschrien hatte, als sie den Leichnam beim Aufwachen entdeckte. Allein an diesem Schrei hatte er unermessliches Grauen ausmachen können. Die

Härchen an seinen Armen hatten sich aufgestellt und er musste sich regelrecht dazu zwingen, einen Fuß vor den anderen zu setzen, um nachzusehen, was passiert war.

Die Zeit danach war der Horror gewesen. Seine Mutter verfiel in eine Depression, wurde zwar behandelt, doch nie wieder die Alte. Beinahe war er froh, als sie sich dazu entschloss, mit ihrem Yogalehrer zusammenzuziehen. Die beiden lebten nun abwechselnd in Deutschland und auf Mallorca, wo der Yogi eine Finca besaß. Sie hatten ihn eingeladen, sie zu besuchen, doch er war noch nie hingeflogen. Tim lebte zurzeit in einer WG mit zwei anderen Jungen und einem Mädchen und war damit zufrieden.

Erst als die Männer sich verabschiedeten, nahm Tim sie wieder wahr. Zuvor hatte er in der sicheren Umarmung zum ersten Mal einen Blick zurück gewagt, was ihn selbst wunderte. Wodurch war das ausgelöst worden? Er hatte sich vorgenommen, nicht zurück, sondern immer nur nach vorne zu blicken, und das war ihm auch bis zu diesem Moment gelungen.

Bedauernd fühlte Tim, wie der Arm des Mannes sich von ihm löste. Ein leichter Klaps auf den Po sollte ihm wohl bedeuten, aufzustehen.

»Vielen Dank. Du warst einfach wunderbar.« Jason lächelte ihn warm an, während er seine Glieder unauffällig reckte. Tim blieb unschlüssig stehen. Was sollte er denn jetzt machen? War es das gewesen? Sein Herz krampfte sich zusammen, wenn er daran dachte, diesen Mann vielleicht nie wieder zu sehen. Er schluckte trocken. Sein Blick suchte den seines Gegenübers, hoffte auf Anweisungen. Der legte den Kopf schief und schien seinerseits auf etwas zu warten. Aus einem blödsinnigen Impuls heraus wollte Tim sich vor ihn knien, konnte sich aber im letzten Moment beherrschen. Was war nur mit ihm los?

»Ich ...«, begann er, hielt ratlos inne und sah Jason hilfesuchend an.

»Du?«, fragte dieser und legte den Kopf leicht schief. »Möchtest du dich nicht setzen?«

Tim schwankte und es sah für einen Augenblick so aus, als wollte er sich wieder auf dem Oberschenkel des Mannes niederlassen, doch dann entschied er sich für den Stuhl.

»Du hast mir einen großen Gefallen getan. Dafür möchte ich mich natürlich revanchieren. Hast du einen Wunsch?«

Tim schnappte nach Luft. Was? Sein Gehirn war plötzlich leer gefegt. Er durfte sich etwas wünschen? Fieberhaft überlegte er, wobei er sich Jasons Blicken bewusst war, die ihn geradezu scannten.

»Ich ... würde Sie gerne noch einmal treffen.« Sein Gesicht glühte. Sicher war er wieder feuerrot angelaufen. So unauffällig wie möglich legte er eine Hand auf eine seiner heißen Wangen.

»Tatsächlich? Das freut mich und kommt meinen eigenen Wünschen entgegen.« Jason beugte sich vor und berührte mit den Fingerspitzen ebenfalls die überhitzte Gesichtshaut. »Hast du irgendwelche Verpflichtungen gegenüber diesem Ramon oder anderen, von denen ich wissen sollte?«

Überrascht schüttelte Tim den Kopf. »Nein. Ich bin niemandem verpflichtet.«

»Sehr gut.« Jason lächelte und streichelte über die glatte Haut. »Du hast mitbekommen, dass ich ein Master bin, nehme ich an?«

»Ja.« Tim sah ihn nicht an, konnte aber ein nervöses Zucken seines Mundwinkels nicht verbergen.

»Gut. Das bedeutet nicht, dass ich das auch für dich bin. Du musst dich nicht an das halten, was ich sage.«

Frustriert ließ Tim die Schultern hängen. Also war Jason nicht an ihm interessiert und wollte sich nur erkenntlich zeigen, weil er ihm einen Gefallen getan hatte. Die Enttäuschung verscheuchte jede Körperspannung. Tim sackte regelrecht in sich zusammen. Ein Finger legte sich unter sein Kinn und hob es an. »Wir kennen uns kaum. Lass also den Kopf nicht hängen. Ich denke, dass du auch spürst, dass da etwas zwischen uns wachsen möchte, oder?«

Tim nickte stumm. Aus irgendeinem idiotischen Grund wollten ihm die Tränen kommen. Er spürte sie bereits in seinen Augen brennen.

»Wie wäre es, wenn wir uns erst einmal besser kennenlernen?«

»Sehr gerne.« Tim räusperte sich, da seine Stimme kaum zu hören war. Er fühlte sich wie ein Kind, dem man ein Geschenk gezeigt und es wieder weggenommen hatte, bevor er die Chance hatte, es auszupacken. Jason griff über dem Tisch nach seiner Hand und nahm sie wieder fest in seine. »Ich spüre, was du dir wünschst, Tim. Lass es uns langsam angehen, ja?«

Jason war so froh, dass seine Selbstbeherrschung tadellos funktionierte. Dieser beinahe noch fremde Junge wollte ihn so sehr, dass es ihm körperlich wehtat, ihn abzuweisen. Wie hätte er die Zeichen übersehen können, die der Kleine aussandte, wie ein Schiff, das leckgeschlagen war und unaufhörlich SOS funkte. Einerseits wäre er am liebsten sofort über

den Jungen hergefallen, andererseits fragte er sich, ob er überhaupt schon so weit war, eine Beziehung einzugehen. Sein Gegenüber war ganz offensichtlich nicht auf eine schnelle Nummer aus. Der suchte nach mehr. Jason war sich nicht sicher, ob er das geben konnte.

»Gibst du mir deine Handynummer? Dann kann ich dich wegen eines Treffens anrufen«, fragte er und zückte sein eigenes Mobiltelefon, um die Daten einzugeben. Tim nannte die Zahlen, ohne zu zögern. Es handelte sich zwar nur um einen kleinen Vertrauensbeweis, aber immerhin.

»Wie alt bist du?«, wollte Jason zur Sicherheit wissen. Max und er achteten immer darauf, dass ihre Gespielen zumindest volljährig waren, auch wenn sie oft nicht so aussahen.

»Zwanzig, bald einundzwanzig«, gab Tim sofort Auskunft, wobei er Jason sorgenvoll anblickte. »Zu jung?«, wollte er wissen.

»Keineswegs.« Jason streichelte den Handrücken und ließ den Jungen dann bedauernd los. Er musste jetzt gehen, bevor er doch noch Mist baute. »Ich wollte nur sichergehen«, erklärte er. »Ich habe mich sehr gefreut, dich kennenzulernen, Tim. Klär das mit Ramon, bis wir uns wiedersehen. Ich werde mich bei dir melden.«

Erst nachdem Jason gegangen war, kam Tim wieder richtig zu sich. Es fühlte sich an, als hätte er unter einem Zauberbann gestanden, der sich erst löste, als dessen Verursacher es wollte. Was war das nur für ein merkwürdiger Abend gewesen? Erst versetzte ihn sein Möchtegern-Top und dann lernte er diesen überaus charmanten und charismatischen Jason kennen, der dazu noch ein Master war. Gut, in diesem Restaurant war es ziemlich wahrscheinlich, auf jemand Dominantes zu treffen, doch meist kamen Paare hierher und nicht diejenigen, die auf der Suche waren. Dafür gab es Clubs und andere Locations. War es Schicksal, dass sie sich begegnet waren? Der Kellner kam an den Tisch, an dem Tim nun allein saß. Das Lokal schien bereits leer zu sein und er der letzte Gast.

»Ich muss noch zahlen«, erklärte Tim, als der Kellner ihm den Stuhl zurückzog, damit er endlich aufstand und ging.

»Das hat der Herr übernommen, der vor Ihnen gegangen ist«, wurde ihm mitgeteilt. Jason? Er hatte für ihn mit bezahlt? Tim lächelte unwillkürlich. So stellte er sich einen Master vor und nicht so wie Ramon, der einen wie Luft behandelte.

»Danke«, brachte Tim hervor, als der Kellner ihm eine Jacke in die

Hand drückte, die als Letztes an der Garderobe gehangen hatte, und ihn beinahe zur Tür drängte. Bevor er es richtig realisierte, befand er sich auf dem Gehweg vor der Gaststätte. Trotz des Rauswurfes machte er sich gut gelaunt auf den Heimweg. Nicht einmal dass der letzte Bus bereits weg war, konnte ihm die Stimmung verderben. In seinem Kopf war nur noch Platz für den Mann, der vielleicht einmal zu ihm gehören würde. Wenn er an diese Möglichkeit dachte, wurde ihm ganz warm ums Herz. Er mochte erfahrene Männer, die ihm das Sicherheitsgefühl vermitteln konnten, nach dem er sich so sehnte. Wie alt Jason genau war, wusste er nicht, aber bestimmt schon über fünfundzwanzig. Der Mann mit den kohlschwarzen Augen und ebenso dunklen Haaren wirkte auf ihn selbstsicher und stark, genau so, wie er sich einen Master vorstellte. Das Hemd, das Jason getragen hatte, war ein wenig zu weit aufgeknöpft gewesen, sodass sein dunkles Brusthaar hervorgelugt hatte. Manche Männer rasierten es sich ab, doch Tim fand eine behaarte Brust sehr männlich. Bei ihm selbst wuchs leider von Natur aus nichts. Auch sein Bartwuchs war nur als dürftig zu bezeichnen, was ihn aber nicht störte. Rasieren musste er sich ja doch jeden Morgen und so ging diese Prozedur schneller vonstatten.

Ein Auto hupte, als es an Tim vorbeifuhr, der am schmalen Seitenstreifen der Landstraße entlanglief. Er beachtete es nicht weiter, steckte die Hände in die Hosentaschen und dachte erneut an seinen neuen Bekannten, an dessen warme Umarmung und den Halt, den er ihm mit dem eigenen Körper geboten hatte. Ein Kribbeln lief seine Wirbelsäule hinauf, wenn er sich in Erinnerung rief, wie der Mann den anderen nicht erlaubt hatte, ihn anzufassen. Er seufzte sehnsüchtig auf und wusste, dass Jason ihn von nun an in seinen Träumen begleiten würde, am Tag und in der Nacht. Hoffentlich ließ er ihn nicht zu lange auf das nächste Treffen warten. Einerseits sehnte Tim es herbei, andererseits war er sich bewusst, dass das auch ihr letztes Zusammensein werden könnte. Verdamm! Aber Jason hatte davon gesprochen, dass er etwas zwischen ihnen wachsen spüren würde. Was mochte er damit gemeint haben? Eine Verbindung? Hatte er die Energie ebenfalls gespürt, die zwischen ihnen zu fließen schien?

Tim war erst nach über einer Stunde an dem Wohnblock angekommen, in dem die WG lag. Obwohl er so lange unterwegs gewesen war, hatte er kaum bemerkt, wie die Zeit verging. Nun fror er und rieb sich die kalten Arme. Schnell hinein, dann ins Bett kuscheln und nur noch von Jason träumen, dachte er lächelnd.

Lust auf mehr??

Dann schaut doch einfach mal hier vorbei:

Die gedruckten Bücher und unsere eBooks
sind erhältlich:

- bei www.dreams-to-read.de
- in allen Online-Shops
- in jeder Buchhandlung

Sie möchten sich als Autor bei uns bewerben?

Vielen Dank für Ihr Interesse am MAIN Verlag!

Der MAIN Verlag hat sich auf folgende Genres spezialisiert:

- schwule Literatur (Fantasy, Gegenwartsliteratur, Romane, Thriller, Dark Fantasy, Gay Romance, Gay Erotik)

- Lesbian Romance / Trans Romance

Zukünftig werden wir außer Gay-Literatur auch Bücher aus den Bereichen Lesbian Romance und Trans Romance veröffentlichen.

- Phantastik und Rollenspielliteratur

- Anthem Verlag

Mit der Übernahme des Anthem Verlags in die „Edition Anthem“ haben wir unser Verlagsprogramm erweitert.

In der „Edition Anthem“ veröffentlichen wir in Zukunft im Andenken an Caroline Göppert, Gründerin des Anthem Verlags und in den letzten Jahren Mentorin in Sachen Verlagswesen, Liebesromane, naturheilkundliche, spirituelle und lebensberatende Bücher, handverlesene Regional- und Kochkrimis, Hunsrück-Literatur sowie Sach- und Fachbücher aus den verschiedensten verkehrstechnischen und verkehrspolitischen Bereichen.

- Polygon Noir Edition

Unter der Edition veröffentlichen wir LGBTQ Jugendbücher und New Adult Romane mit Schwerpunkt auf Erotik und Romanzen. Betreut wird die Polygon Noir Edition von Casandra Krammer.

Wir nehmen im Bereich „schwule/lesbische/transsexuelle Literatur“ nur Manuskripte an, bei denen der Schwerpunkt auf Gay/Lesbian/Trans liegt. Es ist nicht ausreichend, wenn eine Nebenfigur schwul/lesbisch/transsexuell, der Hauptplot aber hetero ist. Wir legen Wert auf Texte, die bislang in keinem anderen Verlag veröffentlicht worden sind, und wünschen uns ein Happy-End.

Im Bereich „Phantastik und Rollenspielliteratur“ nehmen wir nur von uns angefragte Texte an. Wir arbeiten hierzu mit einer Reihe von Literaturagenturen zusammen, die uns mit den notwendigen Skripten versorgen.

Wenn Sie einen sich bei uns bewerben möchten, haben Sie die Möglichkeit, uns das Exposé und eine aussagekräftige Leseprobe (2 Kapitel oder 20 Normseiten) per Email zu schicken. Bei einer Einsendung per Email beachten Sie bitte, dass wir ausschließlich Dateien in den Formaten PDF und .doc annehmen können.

Email: wa@main-verlag.de.

Im Normalfall melden wir uns innerhalb von 3 Monaten bei Ihnen. Ganz wichtig: Geben Sie bitte unbedingt Ihre Mailadresse und/oder Telefonnummer an.

Noch ein Hinweis:

Wir sind KEIN Druckkostenzuschuss-/Bezahlverlag. Unsere Autoren bekommen einen Verlagsvertrag, in dem die Honorarsätze klar geregelt sind. Wir übernehmen die Kosten für die Covergestaltung, das Korrektur, Lektorat und den Satz, erbitten aber vom Autor Unterstützung bei der Werbung (z.B. bei Facebook, KEINE finanzielle Unterstützung).